



24. August 2025 – Israelsonntag

VERLANGT NACH FRIEDEN FÜR JERUSALEM

Psalm 122,6



Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

Inhalt

4 Editorial

Jutta Weduwen

5 Geleitwort

Christoph Marksches

I. ANSTÖSSE AUS DER BIBLISCHEN TRADITION

10 Andacht

Welches ist das höchste Gebot von allen?

Gabriele Wulz

12 Predigt

Befreit leben

Peter Scherle

16 Liturgie

Verlange Frieden für Israel

Ann-Kathrin Hasselmann

22 Psalm

Psalm 22 unterbrochen im Gedenken an die Opfer des 7. Oktober 2023

AG Theologie von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* und Clemens Hoffmann

II. AUS DER ARBEIT VON ASF

28 Von Jerusalem nach Warschau

Sophie Schenk

35 Lishmor al Keshet: den Kontakt bewahren –

Erinnerungsarbeit in bewegten Zeiten

Uriel Kashi

38 Eine Reise ins jüdische Deventer – damals wie heute

Laurenz Schmidt und Carleen Rehlinger

III. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

44 Jenseits von Traumata, Theo-Politik und Schuldentlastung

Gabriele Scherle und Peter Scherle

IV. LITERATUR

52 Feldmaus und Wolkenhüpfer

Angelika Obert

54 Nichts weniger als einen Ausschnitt jüdischer Wirklichkeit

Milena Hasselmann

58 Kollektenbitte

59 Impressum

Zum Titelbild: »Ofakim« von David Polansky. Der preisgekrönte Grafiker ist Dozent für Illustration an der Bezalel Hochschule für Künste und Design in Jerusalem. Er zeichnete für zahlreiche Kinderbücher und Graphic Novels sowie für Filme wie »Waltz with Bashir« (2008).

Diese und frühere Ausgaben der *ASF-Predigthilfe* finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch unter www.asf-ev.de/veroeffentlichungen.

Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de;

+49 30 28395-184

Editorial

Jutta Weduwen

Liebe Leser*innen,

unsere Predigthilfe entsteht mit einem großen Vorlauf. So schreibe ich Ihnen schon im März. Gerade wird wieder im Gazastreifen gekämpft, fliegen Raketen wieder auf Israel. Die vorherige Waffenruhe brachte Geiseln die Freiheit und den Menschen in Gaza dringend benötigte Versorgung und eine vorsichtige Hoffnung auf ein Ende der Kämpfe. Nun leiden wieder Menschen auf beiden Seiten. Wie die Situation sich zum Israelsonntag entwickelt, kann ich nicht wissen. Sicher bin ich mir jedoch, dass die Menschen auf lange Zeit unsere Anteilnahme brauchen.

Doch so erregt wie die politischen Debatten um diesen hochkomplexen Konflikt ausgetragen werden, droht darüber wirkliches Verstehenwollen und aufrichtige Empathie mit den Menschen verloren zu gehen. Weltweit grassiert der Antisemitismus und werden globale Fragen nach postkolonialer (Un)gerechtigkeit auf diesen kleinen Teil der Erde projiziert. Das hilft den Notleidenden überhaupt nicht.

Mit dieser Predigthilfe wollen wir Stimmen und Bilder aus und zu Israel Raum geben, mit denen Gottesdienste und Gemeindeaktivitäten zum Israelsonntag gestaltet werden können: nachdenklich und solidarisch: Die Bezalel Kunsthochschule präsentiert Werke, die die Kibbuzim um den Gazastreifen zeigen, bevor sie am 7. Oktober 2023 vom Terror getroffen wurden. Sie zeugen von einem sehr zerbrechlichen, aber friedlichen Alltag. Viele Kibbuzim engagierten sich für eine Koexistenz mit Palästinenser*innen, Menschen aus dem Gazastreifen fanden hier Arbeit. ASF unterstützt mit dem Netzwerk Israel die von Terror und Krieg geschlagenen Menschen.

Liturgische und thematische Gedanken und Anregungen ergänzen die Bilder in diesem Heft. Die AG Theologie von ASF verband die Lesung des Psalms 22 mit Stimmen aus Israel und der Diaspora, um der Opfer des 7. Oktobers zu gedenken.

Wir hoffen auf einen baldigen Frieden und eine Rückkehr unserer Freiwilligen ab September ins Land. Wir danken allen Autor*innen und Künstler*innen sowie dem Redaktionsteam und nicht zuletzt allen Spender*innen, die mit ihrer Unterstützung das Engagement unserer Freiwilligen möglich machen.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin

Geleitwort

Christoph Marksches

Israelsonntag 2025 – ich befürchte, dass für alle, die einen Gottesdienst an diesem Sonntag vorbereiten wollen und mit gespannter Erwartung zu diesem Heft greifen und daraus wie in allen vorhergehenden Jahren Hilfe und Anregung erwarten, gilt, was Ann-Kathrin Hasselmann in ihrem Liturgieentwurf in diesem Heft für den Sonntag so formuliert: »Gott, auf wackligen Füßen stehen wir vor dir.«

Das gilt nicht nur dann, wenn man wie Ann-Kathrin Hasselmann und ihre Frau Milena die nächsten Monate und Jahre in Jerusalem verbringen wird und damit in der bangen Hoffnung lebt, dass es im Sommer dort friedlicher zugeht als im Frühjahr, in dem ich diese Zeilen schreibe. Bange Hoffnung kann – so ist jedenfalls meine eigene Erfahrung – tatsächlich dazu führen, dass ich Mühe habe, ohne Wackeln zu stehen, wenn ich beispielsweise beim Beten die Augen schließe und regelrecht das Gleichgewicht zu verlieren drohe. Wenn wir so wanken und schwanken, geht es uns so, wie es vielen Menschen gerade geht: »Der Frieden in der Welt wankt. Das Miteinander der Menschen wankt. Unser Mut, all den schlechten Nachrichten etwas Gutes entgegenzusetzen, wankt«, wie es ebenfalls im Entwurf von Frau Hasselmann heißt.

Aber es ist ja nicht nur die augenblickliche Situation, die uns wanken macht. Vermutlich kann man den Israelsonntag überhaupt nur »auf wackligen Füßen« feiern. Wer einmal über die Rampe von Auschwitz gestolpert ist, wer erschüttert die Vögel an dem Teich ganz am Ende des Weges zwitschern hörte, in den die SS-Mannschaften die Asche gekippt haben, und sich gefragt hat, warum die Natur nicht schreit angesichts dessen, was dort geschah, wer einmal in den finsternen Abgrund des christlichen Antisemitismus geschaut hat und sich gar mit den Naiven, Verharmlosern und Unbelehrbaren unter den Amtsbrüdern und Amtsschwestern auseinandersetzen musste, dem (und der) wanken und schwanken vermutlich nicht nur die Füße. Alle Israelsonntage haben es mit diesem Abgrund zu tun.

Neu aber dazugekommen ist seit dem Oktober 2023 die schreckliche Gewissheit, dass die totale Auslöschung nicht nur ein Konzept der Vergangenheit ist, dessen Täter bis auf ganz wenige nicht mehr unter uns weilen (auch wenn sie längst nicht alle ihre verdiente Strafe durch die Gerichte empfangen haben). Wer je einmal in den Ruinen der Kibbuzim an der Grenze zum Gazastreifen stand und erkennen musste, dass vor anderthalb Jahren nicht nur Hamas-Terroristen diese friedlichen Dörfer überfallen haben, sondern auch wie bei den Pogromen im zaristischen Russland

im 19. Jahrhundert Nachbarn die Nachbarn totschiugen, obwohl die sich um Arbeit und Hilfe über den Grenzzaun hinüber gekümmert hatten, der (und die) steht seither auf wackligeren Füßen als vorher. Was seither an schrecklichem Leid hüben und drüben geschah, half erst recht nicht, wieder sicheren Grund unter den Füßen zu bekommen.

Den Israelsonntag 2025 feiern wir, da immer noch ganz unklar ist, wie endlich einmal nachhaltiger Frieden in die Region kommen kann, wie wir den stark angewachsenen Antisemitismus bekämpfen und sichern, was Jahrzehnte deutsch-israelischer Aussöhnung und christlich-jüdischer Verständigung erreicht zu haben schienen, immer schon mit wackligen Füßen. Davon kann man auf den folgenden Seiten vielfach lesen. Und das ist gut so. Ein Gottesdienst, der nicht in der Gegenwart stattfindet, sondern im Wolkenkuckucksheim frommer Phrasen, wäre ein merkwürdiger Gottesdienst.

Glücklicherweise ist aber am Israelsonntag 2025 nicht nur von den wackligen Füßen auf schwankendem Grund zu reden. Zu den schönsten Stellen der Hebräischen Bibel, die im Judentum wie im Christentum heilig ist, gehört die Verheißung aus dem Jesaja-Buch, dass die wankenden Knie fest gemacht werden sollen, damit die Menschen wieder gehen und sogar wieder fröhlich springen können. Wasser werden in der Wüste hervorbrechen und Ströme im dünnen Lande, heißt es da (Jesaja 35). Auch wenn da manche vielleicht an die erfolgreichen Jahre des Staates Israel seit seiner Gründung denken mögen (den wirklich nur sehr törichte Menschen mit dem europäischen Kolonialismus in Verbindung bringen), es geht beim Propheten um die große Vision vom Friedensreich auf dem Zion, der friedlichen Völkerwallfahrt aller Menschen am Ende der Zeiten.

Der Weg dorthin ist noch sehr weit und er erscheint in der multiplen Krise unserer Tage vielleicht weiter als je zu sein und da können einem schon Füße wacklig und Knie wankend werden. Aber schon jetzt werden wir für den Weg gestärkt – und gute Gottesdienste, auch gute Gottesdienste am Israelsonntag, sind solche, die auf dem Weg stärken und wankende Knie fest machen und wacklige Füße stabilisieren. Das geschieht unter anderem durch die besondere, stärkende und Mut machende Kraft der biblischen Texte, die im hier vorliegenden Heft in bewährter Weise erschlossen werden. Wegzehrung wird geboten, auf dem Weg zu Gottesdiensten am Israelsonntag, aber auch auf den Wegen zu festeren Knien und sicheren Füßen trotz schwieriger Zeiten.

Das Heft lädt wieder ein, die Gottesdienste – wie glücklicherweise in vielen Gemeinden seit Jahren üblich – gemeinsam mit Jüdinnen und Juden zu feiern,

Rabbinerinnen und Rabbiner zur Predigt einzuladen. Aber auch dort, wo dies aus welchen Gründen auch immer nicht möglich ist, hilft das Heft dabei, sensibel zu feiern mit Blick auf Israel und das Judentum – ist es doch in jedem Gottesdienst präsent: »Amen, amen, amen« und »Halleluja, halleluja, halleluja«, um nur die bekanntesten Beispiele zu nennen. Wir feiern immer in dieser Gegenwart, nicht nur am Israelsonntag. Und nun hoffe ich, dass das Heft bei den Vorbereitungen gutes Geleit für die Wege zu festen Knien und sicher stehenden Füßen bietet, und wünsche ihm dafür meinerseits gutes Geleit!

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Christoph Markschies ist evangelischer Theologe, Leiter des Instituts Kirche und Judentum, Berlin, und Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

WRAPPING MEMORY

Die Kibbuzim in ihrer Schönheit vor den Anschlägen
des 7. Oktober bewahren



Die Abteilung für visuelle Kommunikation der Bezalel Hochschule für Künste und Design Jerusalem präsentiert Werke, die die Landschaft, Orte und den Alltag in den Kibbuzim um den Gazastreifen zeigen, bevor sie am 7. Oktober 2023 von den Terroranschlägen getroffen wurden. Mit der Initiative werden Spenden für die Kibbuzim gesammelt. Gegen eine Spende können die Werke heruntergeladen werden.

<https://wrappingmemory.bezalel.ac.il/en>



Judith Asher: »Nir Oz«
(rechts oben). Der Versuch,
den Kibbuz auszulöschen,
verwischt und trägt die
Erinnerungen. Der Kibbuz liegt
wie auch Nirim unmittelbar
am Gazastreifen. Beide Orte
wurden am stärksten von
den Angriffen getroffen. Hier
wurden allein 85 Menschen
entführt und 88 getötet. Viele
Häuser wurden geplündert
und niedergebrannt.



Raz Azoulay: »Nahla'im 1952«
(rechts unten). Illustration
eines Luftbildes aus dem Jahr
1952, ein Jahr nach Gründung
des Kibbuz als Ausdruck
»einer Hoffnung, die war und
niemals mehr sein wird«.

Oryan Kidron: »Nir Yitzhak«
(links). Der Kibbuz liegt in
der Nähe zur ägyptischen
Grenze. Beim Angriff wurden
sechs Mitglieder des Zivil-
schutzes getötet und fünf
Bewohner*innen als Geiseln
verschleppt, die mittlerweile
wieder frei sind.

I. ANSTÖSSE AUS DER BIBLISCHEN TRADITION

ANDACHT

Welches ist das höchste Gebot von allen?

Gabriele Wulz

Die unvergessliche Hanna Safrai hat uns in Kursen und Vorträgen mit ihrer ganzen Leidenschaft für die Auslegung der Schrift in die rabbinische Diskussion auch über die Frage nach dem höchsten Gebot hineingenommen und damit dem Gespräch im Tempel zwischen dem Thora-Gelehrten und Jesus Kontur und Farbe gegeben.

Die Frage nach dem höchsten Gebot und die Antwort mit dem Doppelgebot der Liebe sind wohlvertraut. Eben Katechismuswissen, das vor ein paar Jahren noch im Konfirmandenunterricht auswendig gelernt wurde. Ich vermute, dass nicht nur ich den leiernden Ton von Jugendlichen im Ohr habe.

Von der atemberaubenden Begegnung zweier Menschen ist da nichts mehr zu spüren. Das überraschende Verstehen – beglückend und unverfügbar – wird durch die unendliche Reproduktion buchstäblich zum Schweigen gebracht. In diesem Automatismus verlieren sowohl die Frage wie auch die Antwort an Bedeutung. Alles scheint klar und selbstverständlich zu sein. Erst im Kontext der rabbinischen Debatte können Frage und Antwort wieder lebendig werden.

Zuerst die Frage. Die ist – bei Lichte betrachtet – eine Provokation. Nur der sanftmütige Hillel war ihr gewachsen und antwortete mit dem Gebot der Nächstenliebe. Alles andere, so Hillel, sei Auslegung der Thora. »Geh hin und lerne sie«, beschied er dem ungeduldigen Heiden. Dahinter steht die unausgesprochene Frage, ob es denn so etwas wie eine Quintessenz der Gebote überhaupt geben darf. Hat nicht vielmehr jedes einzelne Gebot seine Würde und seine Bedeutung? Braucht es in der Thora ein die Thora auslegendes Prinzip, weil der Buchstabe eben auch tötet? Oder

braucht es die absolute Befolgung eines jeden einzelnen Gebots – auch um den Preis, sich selbst oder dem Nächsten zu schaden?

Und dann die Antwort. Die ist keineswegs so selbstverständlich, wie wir meinen. Ben Assai meinte zum Beispiel, Gen 2,1 (»so wurden vollendet Himmel und Erde«) sei das höchste Gebot im Sinne des Prinzips. Und das nicht nur, weil es vor dem Gebot der Nächstenliebe steht, sondern auch, weil Himmel und Erde die Voraussetzung dafür sind, dass Menschen sich bewähren können. Dennoch bestand Hillel darauf, dass die ganze Thora in diesem Gebot zusammengefasst werden kann: »Liebe deinen Nächsten, er ist wie du.«

Und schließlich die Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe, die Jesus dem Schriftgelehrten in seiner Antwort gibt? Die ist gut jüdisch und erschließt sich aus dem Zentrum jüdischen Glaubens und Lebens, dem »Schma' Israel«. Gott lieben und den Nächsten lieben – das wäre also der Schlüssel zum Leben und zum Verstehen der Thora.

Von Israel lernen, das ist eine Lebensaufgabe für jeden christlichen Theologen und jede christliche Theologin.

Gabriele Wulz ist Prälatin von Ulm.

Befreit leben

Markus 12,28–34

Peter Scherle

Liebe Gemeinde,

der heutige 10. Sonntag nach Trinitatis wird in den evangelischen Kirchen »Israel-sonntag« genannt. Schon seit dem 16. Jahrhundert wird an diesem Tag das Verhältnis der christlichen Kirche zum Gottesvolk Israel bedacht. Dieser Sonntag bot sich dafür an, weil er nah an dem jüdischen Trauertag lag, dem 9. Tag im jüdischen Monat Aw. Am Gedenktag Tischa beAw wird in den jüdischen Gemeinden der großen »Katastrophen« der jüdischen Geschichte gedacht, von der Zerstörung des ersten Tempels bis zur Shoah.

Der christliche Israelsonntag hatte dabei – bis vor einem Vierteljahrhundert – eine eindeutige Prägung. Im Zentrum stand der Versuch, dem jüdischen Leiden dadurch Sinn abzugewinnen, dass es mit dem Ungehorsam des Volkes Israel gegenüber Gott in Zusammenhang gebracht wurde. Das Leid der Juden wurde als göttliche Strafe verstanden, sogar noch nach dem Holocaust. In der Figur Jesu, der über die kommende Zerstörung Jerusalems und des zweiten Tempels weint, drückte sich diese Haltung aus. Dementsprechend legte die Auswahl der Texte und Lieder nahe, dass die Kirche an die Stelle des ungehorsamen Gottesvolkes Israel getreten sei. So prägte sich Jahr um Jahr eine wesentliche antijüdische Denkweise ein, wonach die Kirche Israel im Gottesbund ersetzt habe.

Es hat fast ein halbes Jahrhundert gedauert, bis die Kirchen nach der Shoah Abschied von dieser Vorstellung nahmen und sich zur »bleibenden Erwählung der Juden« bekannten. In der Folge wurde versucht, dem Israelsonntag eine neue Prägung – ein neues »Proprium« – zu geben, indem Texte und Lieder ausgewählt wurden, die uns helfen sollen, unsere antijüdische Prägung zu verlernen. Einer dieser Texte ist das Evangelium für den heutigen Sonntag. Er steht im Markusevangelium im 12. Kapitel, Vers 28–34.

Lesung (Lutherbibel 2017)

Einen wirklich besonderen Text haben wir gehört. Er macht eindrücklich deutlich, dass Jesus nur dann richtig verstanden werden kann, wenn er als jüdischer Schriftgelehrter ernst genommen wird. Er wird als »Lehrer« angesprochen und von einem

anderen Schriftgelehrten in ein Gespräch verwickelt. Hier ist es ein wirkliches Lehrgespräch, denn es fehlt die Rahmung, die diese Überlieferung in den Evangelien nach Matthäus und Lukas später erhalten hat. Dort wird nahegelegt, dass der Schriftgelehrte das Gespräch mit böser Absicht führt, um Jesus der Anmaßung und falschen Lehre zu überführen. Darin spiegelt sich die Polemik, die die Trennung von kirchlichem Christentum und rabbinischem Judentum begleitet. Eben aus dieser Polemik, die das Neue Testament mitgeprägt hat, speist sich der christliche Antijudaismus.

In unserer Lesung dagegen wird ganz deutlich, dass Jesus selbst ein jüdischer Schriftgelehrter ist. Einer, der die Kunst der rabbinischen Gesprächskultur beherrscht. Wenige Worte genügen, um ganze Stränge der Erinnerung aufzurufen, wenn er auf die Frage nach dem höchsten Gebot antwortet: »Höre, Israel, der HERR, unser Gott, ist der einzige HERR.« (Diese Worte »Schma' Israel, Adonai elohenu, Adonai ächad!« werden von frommen Juden jeden Tag dreimal als Gebet gesprochen und im Angesicht des Todes.) Es sind jene Worte, mit denen Moses mit Blick auf das gelobte Land, das er selbst nicht betreten wird, seinem Volk Israel einprägt, was es zum Gottesvolk macht. Nur wenn es hört, wenn es auf den einzigen Gott hört, den Gott, von dem es erwählt wurde, nur dann wird es eine Zukunft in dem gelobten Land haben. Nur wenn Israel der Thora gemäß lebt, wenn es sich die 613 Gebote und Verbote gefallen lässt, ist es und bleibt es Gottes erwähltes Volk.

Deshalb ergibt sich die Fortsetzung von selbst: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft.« Mit anderen Worten: Wenn deine Identität als Volk Gottes einzig und allein davon abhängt, dass du dem Bund treu bleibst, den Gott mit dir geschlossen hat, dann musst du das unbedingt und mit ganzer Hingabe tun. Die Gegenprobe hat Martin Luther formuliert: »Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott.«

Aber was genau meint das Wort »Liebe« in diesem Zusammenhang? In unserer Zeit müssen wir uns vor einem Missverständnis hüten. Gemeint ist hier nicht die »romantische Liebe«, die unser modernes Verständnis von Liebe geprägt hat und ein Gefühl meint, das ein anderer Mensch in uns auslöst. Beim Verhältnis zu Gott geht es in der Bibel nicht um Schmetterlinge im Bauch und andere körperliche Sensationen. (Gott hat sich das Volk nicht erwählt, weil es besonders liebenswert ist). Es geht um einen ganz anderen Zusammenhang, um den von Hören und Gehorchen. Oder noch genauer: von Hören und Tun.

Richte dein Leben an dem aus, der sich deiner erbarmt hat, der dich aus der Sklaverei in Ägypten befreit hat, der sich mit dir verbündet und der dir Weisung für das Leben im Gottesbund gegeben hat. Das meint: Gott lieben.

In diesem Sinn lässt sich auch die Fortsetzung verstehen, mit der Jesus auf die Frage nach dem höchsten Gebot antwortet: »Das andere ist dies: ›Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‹ Es ist kein anderes Gebot größer als dieses.« Was Jesus hier zitiert, stammt, wie schon das erste Zitat, aus der Thora. Das muss betont werden, weil sich der christliche Antijudaismus in der Vorstellung eingerichtet hat, das Judentum würde die Nächstenliebe nicht kennen. Das Christentum allein sei die Religion der Liebe. Dass das falsch ist, zeigt uns das Lehrgespräch Jesu.

Allerdings gilt es auch hier wieder, das Missverständnis zu vermeiden, es gehe hier um die romantische Liebe zwischen Menschen. »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« fordert nicht zu romantischen Gefühlen auf, sondern zu einer Haltung, die mein Verhalten prägt: Du sollst deinem Nächsten ebenso gerecht werden wie dir selbst. Sei mit ihm oder ihr barmherzig, und sei mit dir ebenso barmherzig. Das soll deine Handlungsmaxime sein, denn ebenso handelt Gott auch an dir.

In unserer Zeit ist das eine durch und durch heilsame Ansage. Du musst dich nicht ständig selbst optimieren, deine Selfies so lange frisieren, bis du das Bild von dir attraktiv und liebenswert findest. Du darfst dich mit einem barmherzigen Blick anschauen. Du musst nicht mehr aus dir zu machen versuchen, um dann ständig wie in einem Hamsterrad jenem Ziel hinterherzuhecheln, das dir gar nicht gerecht wird. Wenn du so auch auf die anderen blickst, deine Nächsten, die du dir nicht ausgesucht hast, dann wirst du auch dem Sog widerstehen können, der in der heutigen Medienkultur dazu führt, andere Menschen ständig zu entwerten oder gar dem Hass preiszugeben. Du musst deine Nächsten nicht mögen, aber du sollst ihnen gerecht werden und sie barmherzig betrachten.

Der Schriftgelehrte in unserem Text hat verstanden, warum Jesus meint, mit diesen Geboten die ganze Thora zusammenfassen zu können. Und warum es nicht mehr braucht als solches Hören und Gehorchen. Aus seiner Sicht ist deshalb auch der Tempelgottesdienst mit seinen Brand- und Schlachtopfern überflüssig. Das repräsentiert die Sicht des rabbinischen Judentums, das an die Stelle des Tempels mit seinem Opferkult etwas Neues gestellt hat: die Synagoge als Gebets- und Lehrhaus.

Bis hierher hat der Predigttext uns geholfen, am Israelsonntag den Zusammenhang von Judentum und Christentum in Erinnerung zu rufen und antijüdische Stereotype zu vermeiden. Aber gerade das stellt uns nun vor die Frage, was denn nun das Christentum vom Judentum unterscheidet, ja warum es überhaupt ein Christentum geben soll. Eine Frage übrigens, die immer wieder in der Geschichte der Kirche aufgetaucht ist. Wie der Antijudaismus, der sich aus den polemischen Ausgrenzungen

im Neuen Testament speist, gibt es auch einen Philojudaismus, der sich aus der Tatsache speist, dass Jesus ein thoratreuer Jude war. Dann scheint es, als wäre das Christentum nichts anderes als eine andere – wenn nicht gar bessere – Form des Judentums.

Diese Alternative zwischen einem antijüdischen und einem philojudischen Christentum kann uns aber nicht zufriedenstellen. Sie würde auch dem Ende unseres Textes nicht gerecht. »Da Jesus sah, dass er (der Schriftgelehrte) verständig antwortete, sprach er zu ihm: ›Du bist nicht fern vom Reich Gottes.‹ Und niemand wagte mehr, ihn zu fragen.« Mit wenigen Worten wird hier markiert, dass Jesus nicht nur ein thoratreuer Jude war, sondern eine eigene, eine neue Botschaft verkörperte: die Nähe des Reiches Gottes. Das Leben im Bund ist das eine. Das Kommen des Reiches Gottes das andere. Das eine kommt im anderen zum Ziel, zur Vollendung. Das war es, was die jüdischen Anhängerinnen und Anhänger Jesu wahrnahmen: Wie er Kranke heilte, wie er Dämonen austrieb, wie er mit den Ausgegrenzten zu Tisch saß und wie er das Reich Gottes verkündete – all das ließ die großen Verheißungen der Schriften greifbar nah erscheinen. Und nachdem einigen von ihnen der Auferstandene erschienen war, sahen sie darin die Bestätigung, dass die neue Schöpfung in Christus ihren Anfang genommen hatte. Ebendas machte sie zu Christen, die eine neue Ausrichtung ihres Lebens gefunden hatten. Von nun an war es nicht mehr notwendig, Jude zu werden, um Christ zu sein.

Für Christinnen und Christen gilt, was der Kirchenvater Augustin in dem Satz zusammengefasst hat: »Liebe und tue, was du willst.« Sie können an den Gott Israels und seine Bundestreue auch für sie glauben, ohne an Speise- oder Kleidungsvorschriften gebunden zu sein. Sie sind »in Christus« frei, frei auch von den Festlegungen, die sich aus ethnischer Herkunft, Geschlecht oder sozialer Klasse ergeben. Sie sind allerdings »in Christus« nur dann frei, wenn sie den Vater Jesu Christi, den Gott Israels, »lieben von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft ... und ihre Nächsten wie dich selbst«.

Wir sind nicht frei, weil wir ungebunden sind. Sondern weil sich Gott an uns bindet, können wir befreit leben. Barmherzig mit uns und unseren Nächsten.

Amen.

Prof. Dr. Peter Scherle ist evangelischer Theologe und war bis 2020 Professor für Kirchentheorie und Kybernetik am Theologischen Seminar Herborn.

Verlange Frieden für Israel

Vorschlag für die liturgische Gestaltung eines Gottesdienstes zum Israelsonntag
10. Sonntag nach Trinitatis, 24. August 2025

Ann-Kathrin Hasselmann

Musik

Votum

Im Namen Gottes, Quelle allen Lebens,
im Namen Jesu Christi, Streiter für den Frieden,
im Namen der Heiligen Geistkraft, uns tröstend und miteinander verbindend.

*Liturg*in:* Der Friede Gottes sei mit euch!

Gemeinde: Und mit deinem Geiste.

Begrüßung

Herzlich willkommen im Gottesdienst. Willkommen in Gottes Haus.
Willkommen in dieser Gebetsgemeinschaft auf Zeit an diesem besonderen Sonntag.
Es ist Israelsonntag.

Der Tag, an dem wir uns besonders daran erinnern, wo die Wurzel unseres christlichen Glaubens liegt, nämlich bei unseren jüdischen Geschwistern. Sie hat Gott zu seinem Volk erwählt. Und mit diesem Volk glauben und beten auch wir.

Es ist auch der Tag, an dem wir uns in Erinnerung rufen, wie viel Leid wir unseren Geschwistern im Laufe der Geschichte zugefügt haben. Und immer noch zufügen.

Seit dem Massaker der Hamas vor bald zwei Jahren ist die Welt für Jüdinnen und Juden einmal mehr eine andere geworden. Immer noch wächst weltweit der Antisemitismus, Jüdinnen und Juden erleben Anfeindungen und Hass.

Wochenlang haben wir den Austausch der Gefangenen erlebt.

Das Bangen der Menschen um ihre Angehörigen. Manches Mal vergebens. Und auch die Zivilbevölkerung in Gaza leidet weiterhin unter den kriegerischen Folgen des Massakers. Auch sie brauchen Solidarität und Schutz.

All das bringen wir heute vor Gott.
Verlangen nach Frieden und bitten um Kraft für unser Tun.
Klagende, dankende und bittende Töne bekommen einen Platz.
Auch alles Persönliche, was wir heute mit uns tragen.
Danke, dass Sie/Ihr all das heute mittragen/mittragt.
Gott begleite uns dabei mit Segen und Geistkraft.
Lasst uns hineingehen mit dem ersten Lied: Tut mir auf die schöne Pforte.

Lied: Tut mir auf die schöne Pforte; EG 166, 1–2 und 5–6

Psalm 122 (*im Wechsel*); EG 103

In jedem Gottesdienst leihen wir uns die Gebetsworte des Volkes Israel, die in den Psalmen aufgeschrieben sind. Heute erklingt darin ein Segenswunsch für Jerusalem. Lasst uns gemeinsam im Wechsel beten:

Ich freute mich über die, die mir sagten:
Lasset uns ziehen zum Hause des Herrn!
Nun stehen unsere Füße
in deinen Toren, Jerusalem.
Jerusalem ist gebaut als eine Stadt,
in der man zusammenkommen soll,
wohin die Stämme hinaufziehen,
die Stämme des Herrn,
wie es geboten ist dem Volke Israel,
zu preisen den Namen des Herrn.
Denn dort stehen Throne zum Gericht,
die Throne des Hauses David.
Wünschet Jerusalem Frieden!
Es möge wohlgehen denen, die dich lieben!
Es möge Friede sein in deinen Mauern
und Glück in deinen Palästen!
Um meiner Brüder und Freunde willen
will ich dir Frieden wünschen.
Um des Hauses des Herrn willen, unseres Gottes,
will ich dein Bestes suchen.

Gloria Patri (*nach der in der Gemeinde üblichen Form*)

Kyrie

Gott, auf wackligen Füßen stehen wir vor dir.

Der Frieden in der Welt wankt.

Das Miteinander der Menschen wankt.

Unser Mut, all den schlechten Nachrichten etwas Gutes entgegenzusetzen, wankt.

Auch manches in unserem eigenen Leben wankt.

Gott, du weißt es und siehst es.

Darum kommen wir zu dir und bitten dich: Kyrie eleison.

Erbarme dich und halte uns.

Kyrie eleison *(nach der in der Gemeinde üblichen Form)*

Gloria

So lesen wir beim Propheten Jesaja:

»Stärkt die müden Hände und macht fest die wankenden Knie! Sagt den verzagten Herzen: Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott!« (Jes 35,3–4a)

Darauf hoffen wir und darauf vertrauen wir, wenn wir singen: Ehre sei Gott in der Höhe ...

Gloria in excelsis *(nach der in der Gemeinde üblichen Form)*

Kollektengebet

Gott, hier sind wir, in dieser Kirche, in deinem Haus.

Gemeinschaft für eine kleine Zeit.

Hier sind wir, mit allem, was uns in diesen Tagen bewegt.

Persönlich. Und in der Welt.

Das, was unsere Herzen schwer macht, was uns zum Verzweifeln bringt, halten wir dir hin.

Wir verlangen nach Frieden und wissen nicht, wie wir ihn erreichen können.

Was wir aber wissen, ist: Du bist an unserer Seite, Gott.

Und als Geschwister hast du uns in die Welt gestellt, Jüdinnen und Juden, Christinnen und Christen. Dafür danken wir dir.

Amen.

Lied: Herr, gedenke doch der Namen; Singt Jubilate 33

Lesung

Die Lesung aus der Hebräischen Bibel steht im 2. Buch Mose 19,1–6.

- 1 Im dritten Monat nach dem Auszug der Israeliten aus Ägyptenland, an diesem Tag kamen sie in die Wüste Sinai.
- 2 Sie brachen auf von Refidim und kamen in die Wüste Sinai, und Israel lagerte sich dort in der Wüste gegenüber dem Berge.
- 3 Und Mose stieg hinauf zu Gott. Und der Herr rief ihm vom Berge zu und sprach: So sollst du sagen zu dem Hause Jakob und den Israeliten verkündigen:
- 4 Ihr habt gesehen, was ich an den Ägyptern getan habe und wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und euch zu mir gebracht.
- 5 Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein.
- 6 Und ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein. Das sind die Worte, die du den Israeliten sagen sollst.

*Liturg*in:* Halleluja.

Wohl dem Volk, dessen Gott der Herr ist,
dem Volk, das er zum Erbe erwählt hat.

Halleluja.

Gemeinde: Halleluja, halleluja, halleluja.

Glaubensbekenntnis

(ggf. auch gesungen, dann entfällt das folgende Lied)

Wir glauben, Gott, ist in der Welt; Singt Jubilate 48

Lied: Den Frieden sollt ihr wie ein Licht beschirmen; Singt Jubilate 51

Predigt über Markus 12,28–34

Musik oder Lied: z. B.: Gib Frieden, Herr, gib Frieden; EG 430

Abkündigungen

Fürbitte

Lasst uns miteinander und füreinander beten und Gott bitten. Nach jeder Bitte rufen wir gemeinsam: Gott, es möge Frieden sein.

Gott, Frieden gabst du schon, Frieden muss noch werden.
Wir stehen vor dir, stehen in deinem Haus und ringen um Worte, Gott.
Um Worte für unsere jüdischen Geschwister.
Die bedroht werden, immer und immer wieder.
Und die fragen: Wo ist jüdisches Leben in Sicherheit möglich?
Sie fragen auch uns.
Wir, Christinnen und Christen, brauchen Worte und Taten, Gott.
Hilf du uns, nicht nur mit müden Worten Geschwister an ihrer Seite zu sein.
Sondern mit all unserer Kraft.
Gemeinsam bitten wir: Gott, es möge Frieden sein.

Gott, Frieden gabst du schon, Frieden muss noch werden.
Wir stehen vor dir und ringen um Worte für deine Stadt.
Jerusalem. Gebaut, damit Menschen in Frieden zusammenkommen.
Und um Worte für die vielen Städte und Orte dieser Welt.
Auch sie gebaut als Orte der Gemeinschaft.
Belebt aber allzu oft mit Krieg, Hass, Gewalt und Perspektivlosigkeit.
Wir fragen: Wie kann gutes Miteinander wachsen?
Gib uns Ideen, der Perspektivlosigkeit etwas entgegenzusetzen und Wege des
Miteinanders zu suchen.
Gemeinsam bitten wir: Gott, es möge Frieden sein.

Gott, Frieden gabst du schon, Frieden muss noch werden.
Wir stehen vor dir und ringen um Worte für unser Land.
Wir erleben, wie bedroht unsere Demokratie ist.
Gebaut als Basis für ein gutes Leben für alle, die in diesem Land leben.
Gebaut als Gemeinschaft, die füreinander einsteht und Verantwortung füreinander
übernimmt.
Wir fragen: Wie können wir diese Basis schützen und gestalten?
Steh uns bei, dass wir für die Rechte aller Menschen in diesem Land eintreten.
Schenke uns Mut, laut und deutlich zu benennen, wenn unsere Nächsten gefährdet
sind.
Gemeinsam bitten wir: Gott, es möge Frieden sein.

Gott, Frieden gabst du schon, Frieden muss noch werden.
Wir stehen vor dir und ringen um Worte für uns selbst.
Für alle mit leisen Stimmen, die schnell überhört werden.
Für alle von Krisen und Ängsten Geplagten.
Für alle Kranken und Sterbenden.
Für alle, die wir in unseren Herzen tragen.

Gott, hilf uns, ihnen beizustehen und Last ein Stück gemeinsam zu tragen.
Gemeinsam bitten wir: Gott, es möge Frieden sein.

Vaterunser

Lied: Verleih uns Frieden; EG 421 oder Singt Jubilate 72

Segen

Musik

Ann-Kathrin Hasselmann ist Pfarrerin der deutschen Auslandsgemeinde an der Erlöserkirche in Jerusalem und Studienleiterin im Programm »Studium in Israel«.

Psalm 22 unterbrochen im Gedenken an die Opfer des 7. Oktober 2023

Gestaltet von der AG Theologie von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* und dem Saxofonisten Clemens Hoffmann in der Französischen Friedrichstadtkirche in Berlin am 6. Oktober 2024

Vorab wurden Namen der über 1.200 Ermordeten verlesen.

1 Psalm 22, unterbrochen

Saxofon

2 Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?
Fern meiner Befreiung sind die Worte meines Stöhnens.

3 Mein Gott, rufe ich bei Tag – du antwortest nicht,
bei Nacht – es gibt keine Ruhe für mich.

Nach dem 7. Oktober hat die Philosophie für mich, die ich so liebe, ihre Sprache verloren. Es braucht eine Aktualisierung des adornitischen Wortes, keine Gedichte mehr zu schreiben. Keine Gedichte, die nicht diesen Verlust des Vertrauens, den Verlust von Freundschaften [in Worte fassen].

Meine Koordinaten sind verrutscht. Ich bin wütend und fassungslos. Das Postulat der Menschlichkeit und das Universale sind mir diskreditiert.

(Jüdische Philosophin, Berlin)

Saxofon

4 Doch du bist heilig,
wohnst in den Lobliedern Israels.

5 Auf dich vertrauten unsere Mütter, unsere Väter.
Sie vertrauten, und du ließest sie entrinnen.

6 Zu dir schrien sie und wurden gerettet.

Auf dich vertrauten sie und wurden nicht zuschanden.

[...] In der Ukraine war [mein Vater] als Jude sehr oft mit Antisemitismus konfrontiert. Ebenso in Russland. Und auch in Deutschland. Nur nicht in Israel. Wobei auch mein Vater seine Traumata nach dem 7. Oktober ein wenig umschichten musste. Er glaubt nicht mehr daran, dass man als Jude je wirklich sicher leben kann. Ihn diese Lebensbilanz ziehen zu sehen, als 1955 geborener Mensch, die erste Generation nach der Shoah, ist unglaublich traurig.

(Jüdischer Schriftsteller, Berlin)

- 7 Ich aber, ein Wurm bin ich und kein Mensch,
Spott der Leute, verachtet vom Volk.

Dies hätte nicht geschehen dürfen. Wir können nicht Herr dessen werden, was da passiert ist. Die Botschaft des 7. Oktober heißt: Kein Jude, keine Jüdin soll unbeschadet bleiben – das macht diese Botschaft genozidal.

(Jüdische Philosophin, Berlin)

- 8 Alle, die mich sehen, verhöhnen mich,
verziehen die Lippen, schütteln den Kopf.

Anscheinend ist der Davidstern jetzt eine Provokation. Und wenn eure Unterstützer uns physisch einschüchtern und sagen, wir seien »zionistische Schweine«, dann beschwert ihr euch, dass ihr selbst angegriffen werdet. Wenn wir fragen, ob die Demo für uns sicher sein wird, bezeichnet ihr das als Manipulation – eure wahre Antwort ist nur zu deutlich. Die Demo ist nicht sicher für Juden.

Was mich wirklich erstaunt, ist das Ausmaß an Gewalt, das die Queer Community anderen Queers in diesen Tagen zufügt. Man hat wirklich das Gefühl, dass wir zu Feinden geworden sind. Wir bekämpfen uns gegenseitig, anstatt einen Diskurs zu führen und uns für den Frieden einzusetzen.

*(Jüdische*r DJ, Berlin/Tel Aviv)*

Saxofon

- 9 Wälze es auf die Lebendige!

Sie lässt entrinnen, rettet, an wem sie Gefallen hat.

10 Ja, du hast mich aus dem Mutterleib gezogen,
mir Vertrauen eingeflößt an der Brust meiner Mutter.

11 Auf dich bin ich geworfen vom Mutterleib an,
vom Schoß meiner Mutter an bist du mein Gott.

12 Sei nicht fern von mir, denn Bedrängnis ist nah,
nirgendwo Hilfe.

Es ist immer eine Gefahr, jüdisch zu sein. Immer gewesen, ich habe es nie anders kennengelernt. Natürlich ist der Antisemitismus auch hier in Berlin zu spüren. Briefkästen mit jüdischen Namen wurden markiert. Man hat Eier gegen Fenster geworfen, wo Juden wohnten, und am Fenster, in dem meine Menora stand, ist auch ein Ei gelandet. Das ist etwas, was schon immer da war, aber es erreicht jetzt eine neue historische Eskalation.

(Jüdischer Schriftsteller, Berlin)

13 Mich umkreisen viele Stiere,
Gewaltige aus Baschan umringen mich.

14 Sie sperren ihr Maul auf gegen mich,
wie ein reißender, brüllender Löwe.

Die Frage, ob wir unseren Feind all die Jahre dämonisiert haben und er in Wirklichkeit genauso ist wie wir, bekam eine entscheidende Antwort. Die Grausamkeit, die vorsätzliche Entmenschlichung hilfloser Menschen und die völlige Abwesenheit von menschlichem Mitgefühl, das Töten von Eltern vor den Augen ihrer Kinder, das Vergewaltigen, Verstümmeln, Verbrennen und Abschlachten ganzer Familien, das Filmen und Lachen dabei, all das machte deutlich, dass unsere schlimmsten Befürchtungen nicht nur ein Hirngespinnst waren. Die Angst vor dem, was passiert, wenn wir nicht aufpassen, wenn wir nur einmal einen Krieg verlieren.

(Jüdischer Pädagoge, Jerusalem)

Saxofon

15 Wie Wasser bin ich hingegossen,
alle meine Knochen fallen auseinander.
Mein Herz ist wie Wachs geworden,
geschmolzen in meinem Inneren.

Mein Herz ist wie zerschmolzenes Wachs. Mein Herz schmilzt vor Trauer und brennt vor Zorn. Und die Zunge klebt mir am Gaumen, wenn ich rede (Ps 22,15 f.). Denn anmaßend schmeckt jedes Wort, das vorgibt zu verstehen und nachzufühlen. Und jedes Beteuern von Solidarität kommt mir seltsam abgestanden und abgeschmackt vor. Nein, wir können nicht verstehen, wie es euch in diesen Tagen geht. Es liegt außerhalb unserer Vorstellungskraft, wie sich das anfühlt und was das bedeutet, was am 7. Oktober geschehen ist.

Antisemitismus hat seine Wurzeln nicht bei den anderen. Er blüht nicht nur in kleinen extremen Gruppen. Er kommt aus unserer christlichen Geschichte, er keimt in unserer Mitte. Antisemiten sind auch unter unseren Kirchenmitgliedern. Das ist weder schicksalhaft noch gottgegeben. Wir haben es nicht ernst genug genommen.

(Christliche Theologin, damalige Ratsvorsitzende im Oktober 2023)

16 Ausgetrocknet wie eine Tonscherbe ist meine Kraft,
meine Zunge klebt an meinem Gaumen.
In den Staub des Todes legst du mich.

Seit dem Morgen des 7. Oktober schauen wir in und außerhalb Israels in einen Abgrund, den wir uns in unseren schlimmsten Albträumen nicht hätten vorstellen können. Dieser Tag ist der schwärzeste Tag in der israelischen Geschichte und ein schwarzer Tag in der jüdischen Nachkriegsgeschichte. Ein Gemetzel an Juden, wie es es seit der Shoah nicht mehr gegeben hat. Dass die eigene Tochter nicht zu den Opfern gehört, ist dem Zufall geschuldet. Denn auch sie und ihre Eltern waren gemeint.

(Jüdischer Soziologe, Tel Aviv)

17 Hunde umkreisen mich, eine Meute von Bösen umgibt mich,
so wie ein Löwe meine Hände und meine Füße.

18 Zählen kann ich alle meine Knochen.
Sie schauen mir zu, begafften mich.

19 Sie teilen meine Kleider unter sich,
über mein Gewand werfen sie das Los.

Wie die meisten Israelis bin auch ich bei jedem Bericht über das Leid, das dieser Krieg bei meinen Mitbürgern verursacht, zutiefst betrübt. Wenn Menschen interviewt werden, die direkt betroffen sind, Familienangehörige von Opfern und Geiseln, kann ich nur mit Mühe verhindern, dass ich in Tränen ausbreche. Ich bin überrascht von der Intensität meiner Gefühle, so etwas habe ich noch nie erlebt. Ich wurde dazu erzogen, hart zu sein, mit einer Abneigung gegen alles, was auch nur im Entferntesten sentimental ist, also war Weinen nicht Teil der Abmachung. Jetzt ist der Schmerz überall und überwältigend.

(Jüdischer Pädagoge, Jerusalem)

20 Du aber, Lebendige, sei nicht fern!
Meine Starke, komm zu meiner Hilfe, schnell!

21 Rette meine Kehle vor dem Schwert,
aus den Klauen der Hunde mein einziges Leben.

22 Befreie mich aus dem Maul des Löwen,
vor den Hörnern der Stiere. – Du antwortest mir.

Wenn es ganz eng wird, wer wird uns helfen?

(Jüdische Studentin, Berlin)

Saxofon

23 Ich will erzählen von deinem Namen vor meinen Geschwistern.
Mitten in der Gemeinde will ich dich loben.

24 Die ihr der Lebendigen ergeben seid, lobt sie,
alle Nachkommen Jakobs, gebt ihr Gewicht.
Fürchtet sie, alle Nachkommen Israels.

25 Sie erachtet nicht gering,
verschmäht nicht das Leiden der Besitzlosen.
Sie verbirgt ihr Antlitz nicht vor denen,
die nach ihrer Hilfe schreien – sie hört.

Diese letzten Verse, fast unmöglich, sie zu sprechen, in ihrer Gewissheit von Schutz und Lebendigkeit durch den Gott Israels. Diese Gewissheit ist zerstoßen für viele. Aber ebenso unmöglich, sie wegzulassen. Der Psalm muss zu Ende gehört werden. Ich will erzählen. Wir wollen damit Gott erinnern an seine Zusagen.

Ich kann mir diese letzten Zeilen nur geschrien vorstellen, wie die am Anfang: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!« Gott verbirgt nicht ihr Antlitz vor denen, die nach ihrer Hilfe schreien, ja schreien, Gott wachrütteln.

Eine israelische Freundin schrieb mir nach den iranischen Raketen: »Ich hoffe, Gott wird uns diesmal nicht unserm Schicksal überlassen.«

(Christlicher Theologe, Berlin)

Saxofon

II. AUS DER ARBEIT VON ASF

Von Jerusalem nach Warschau

Einblicke ins jüdische Gemeindeleben

Sophie Schenk

Sophie Schenk gehört zu den Freiwilligen, die Mitte September 2023 nach Israel ausreisten und nach einem Orientierungsseminar erst wenige Tage an ihren eigentlichen Einsatzstellen in verschiedenen israelischen Orten waren, als die Anschläge vom 7. Oktober das Land trafen. Aufgrund des Kriegszustandes beschloss ASF nach Absprache mit den Partnerorganisationen und den Freiwilligen, dass eine Ausreise unvermeidlich war. Sophie setzte ihren Freiwilligendienst in Warschau in der Jüdischen Gemeinde fort.

Ich beginne mit einer Schilderung meines typischen Arbeitstages: Um 9 Uhr betrete ich den Kindergarten der Jüdischen Gemeinde, wo ich in den kommenden Stunden bei der Gruppe der Dreijährigen (*trzylatki*) helfen werde. Erst gibt es Frühstück, dann freie Zeit zum Spielen und danach folgt eine kleine »Unterrichtsstunde«: meist ist das Englisch, manchmal Musik oder jüdische Kultur. Der Tag im Kindergarten ist durchgeplant, es geht schon bald in den Hof auf den Spielplatz – und das tatsächlich bei fast jedem Wetter, auch im Winter bei minus 10 Grad.

Bald schon habe ich mich daran gewöhnt, dass die Kinder aufgeregt mit einem »*Proszę Pani*« auf mich zugerannt kommen und mir erzählen, wer wem das Spielzeug weggenommen hat, was sie heute zum Frühstück gegessen oder dass sie ein spannendes Auto auf der Straße gesehen haben. Oft kann ich nur interessiert schauen und nicken, denn ich verstehe zwar meist, was sie sagen, doch das Reden fällt mir lange Zeit schwer. Die ersten Sätze, die ich auf Polnisch sagen kann, sind Sätze, die ich im Kindergarten tagtäglich brauche: »*sprzątamy zabawki*«, wir räumen die Spielsachen auf, »*umyj ręce*«, wasch deine Hände, »*chodź tu*«, komm her. Mein

Vokabular erweitert sich immer mehr und inzwischen stelle ich fest, dass mein Polnisch »Kindergartenpolnisch« ist. Ich kann den Kindern sagen, was sie machen oder eben auch nicht machen sollen, kann die Kinder fragen, warum sie traurig sind – sie vermissen ihre Mutter –, und habe so manches spannende Gespräch mit diesen kleinen Menschen. Das Tolle ist nämlich, dass es die Kinder nicht interessiert, welche Fehler ich in der Grammatik mache, und dass sie auch nicht zum Englischen wechseln, wenn sie merken, dass mein Polnisch noch nicht so gut ist. Und nicht nur das – sie fragen mich sogar immer öfter, ob ich ihnen vorlesen kann, was ich natürlich sehr gerne tue.

Um 11 Uhr 30 verlasse ich nach kurzer Verabschiedung (*»do widzenia, Pani Sophia«*) den Kindergarten und fahre mit der Metro zur Synagoge, wo ich das koschere Mittagessen abhole, das ich in den nächsten Stunden mit Bus, Tram und Metro zu verschiedenen Orten in ganz Warschau bringe. Die Menschen, denen ich das Essen bringe, sind zum großen Teil Holocaust-Überlebende der ersten oder zweiten Generation. Meistens unterhalten wir uns kurz über das Wetter oder über andere Themen, die mein begrenzter Polnisch-Wortschatz so hergibt – in meinem Sprachkurs zweimal in der Woche lernen wir nur langsam Neues.

Ein Mittagstisch, alltägliche Gespräche und ein warmes Lächeln

Besonders freue ich mich, wenn ich Pani Krysia Essen bringe. Sie ist eine ältere Dame, die mit einem so freundlichen und warmen Lächeln ihre Tür öffnet, dass ich mich sofort wohlfühle. Pani Krysia fragt meistens, wie das Wetter draußen ist, sagt, ich solle mit meinem schweren Gepäck doch bitte auf jeden Fall den Aufzug nehmen und was ich doch für ein nettes Mädchen (*»miła dziewczyna«*) sei. Sie ist ganz erstaunt, als sie bei einem unserer letzten Treffen erfährt, dass ich 20 bin: So jung! (*»Taka młoda!«*). Sie selbst ist 81 Jahre alt und war von Beruf Gastroenterologin. Zuerst habe ich mich ein wenig gewundert, dass eine Frau ihrer Generation so selbstverständlich Ärztin war, bis mir aufgefallen ist, dass ich mit meinem westdeutschen Blick darauf geschaut habe – natürlich waren im Kommunismus auch Frauen Ärztinnen.

Wenn ich am Nachmittag mit dem Essenaustragen fertig bin, fahre ich erst einmal nach Hause, was dann noch mal eine halbe bis eine ganze Stunde dauert. Dort esse ich meine Portion Mittagessen, die ich von der Gemeinde bekomme, und breche bald danach auch schon wieder auf. Montags gehe ich zum Chor in der lutherischen Gemeinde, dienstags und donnerstags hatte ich in den ersten Monaten Sprachkurs, mittwochs gehe ich Orgel üben und donnerstags abends gehe ich zum Studententreffen der lutherischen Gemeinde. Diese ist für mich ein wichtiger Teil meines



Mit Pani Kryisia im Gespräch bei einem der wöchentlichen Besuche

Alltags, denn hier finde ich Anschluss und außerdem ein Gefühl von Vertrautheit im sonst so katholischen Polen.

Um die ganze Wahrheit zu erzählen: Die Aufzählung meiner Freizeitaktivitäten hört sich jetzt so selbstverständlich an, doch es war ein langer Weg bis dahin. Als ich im Dezember nach dem Abbruch meines Freiwilligendienstes in Israel hier ankam, hatte ich noch keine Ahnung, wohin ich mich wenden kann, und meine Nachmittage sahen sehr einsam aus. Ich suchte von Anfang an nach einem Chor, doch das gestaltete sich gar nicht so leicht. Wo fragt man in einem fremden Land, dessen Sprache man nicht spricht, nach einem Chor? Die ersten Monate waren hart. Ich war gerade aus Israel gekommen, das Erlebte noch so präsent, und nun mitten im Winter in Warschau. Es war ein eisiger Winter – wobei die Warschauer sagten, dass es mit minus 18 Grad ein warmer Winter sei –, es dämmerte schon um 15 Uhr, ich war wegen meiner Arbeit im Kindergarten oft krank, Warschau war grau und die Menschen auf der Straße unfreundlich. Bis ich den Chor, eine Orgel zum Üben und den Studententreff fand, vergingen mehrere Monate.



Yehudith, die 101-jährige Seniorin, die ich in Jerusalem besucht hatte und die bis heute auf meine Pflanze aufpasst, war diejenige gewesen, die mich ermutigt hatte, die Freiwilligenstelle nach meiner Ausreise aus Israel in Warschau anzunehmen. Mit ihr telefonierte ich mindestens einmal im Monat, und das tröstete mich jedes Mal in dieser schwierigen Zeit. Bis heute telefonieren wir regelmäßig, dann fragt sie mich nach den Kindern im Kindergarten und sie erzählt mir von wichtigen Kunstausstellungen, die ich besuchen soll.

Es gibt immer etwas zu bereden, übersetzen oder diskutieren

Ein weiterer besonderer Mensch, der mir durch den Anfang in Warschau half und der mir im Laufe der Zeit ein Freund geworden ist, ist Boris. Ihn besuchte ich montags und mittwochs mit dem Mittagessen. Schon von Anfang an unterhielten wir uns immer lange, denn er spricht acht bis zehn Sprachen, darunter auch Englisch, und so konnten wir uns bestens verständigen. Wir hatten immer etwas zu bereden, zu übersetzen oder zu diskutieren. Alles fing eigentlich damit an, dass ich im Februar

bei einem Besuch in Wrocław (Breslau) in einem Antiquariat das Buch »Pippi wchodzi na pokład« (Pippi Langstrumpf geht an Bord) kaufte. Das brachte ich nun immer mit zu Boris und wir übersetzten es gemeinsam aus dem Polnischen ins Englische, um so mein Polnisch zu verbessern.

Eines Nachmittags erzählte ich ihm von meiner schwierigen Suche nach einer Orgel zum Üben – meine Anfrage war von mehreren Kirchengemeinden entweder ignoriert oder abgelehnt worden. Dabei stellte sich heraus, dass Boris selbst ein großartiger Musiker ist. Als Sohn polnischer Juden in Odessa geboren, machte er als junger Erwachsener Alija und studierte in Israel Cello, Musikwissenschaft und Dirigat, wobei ein besonderer Schwerpunkt von ihm die geistlichen Werke Bachs waren. Wir freuten uns beide sehr, in unserem Gegenüber einen Musiker gefunden zu haben. Ich zeigte ihm Aufnahmen meines Orgelspiels, er zeigte mir seine Lieblingsmusiker. Doch wir sprachen nicht nur über Musik, wenn ich ihn besuchte. Aufgrund einer schweren chronischen Krankheit ist es Boris schon seit Jahren nicht mehr möglich, als Musiker zu arbeiten, und so verdient er sein Geld als Übersetzer vom Hebräischen ins Polnische und vice versa. Eines Tages sagte er mir, er habe den Auftrag, ein jiddisches Gedicht, das ein Freund von ihm über die Zerstörung Gazas geschrieben hatte, ins Polnische zu übersetzen. Er fragte mich, ob ich ihm als Deutsch-Muttersprachlerin bei der Übersetzung zur Seite stehen könne. Ich bejahte natürlich und verbrachte die Zeit bis zu unserem nächsten Treffen damit, mir das Gedicht anzuschauen. Doch um das Gedicht lesen zu können – es war auf Jiddisch mit hebräischen Buchstaben geschrieben –, musste ich mich erst einmal mit den Ausspracheregeln vertraut machen, die ja anders sind als beim Iwrit. Bei unserem nächsten Treffen übersetzte er also das Gedicht und ich stand ihm bei Fragen zur Seite. Ich lernte sehr viel von ihm, nicht nur über das Polnische und Jiddische, sondern auch über das Judentum.

Wenn ich mal wieder im Büro als Vorbereitung auf ein jüdisches Fest 200 Grußkarten verpackt und versandt hatte und viele Fragen zu dem Fest hatte, wandte ich mich an ihn, denn er hatte immer die Geduld, mir alle meine Fragen zu beantworten. Ihn fragte ich, ob mein Pippi-Langstrumpf-Kostüm für die Purim-Feier im Kindergarten in Ordnung war – war es – und ob ich eigentlich zum Sederabend, dem ersten Abend von Pessach, einen langen Rock anziehen sollte – nein, eine schicke Hose reicht auch, nur nicht alles in Schwarz, es soll ruhig Farbe dabei sein.

Als Jüngste am Sedertisch mit Fragen über Fragen

Der Sederabend war eines meiner Highlights. Ich war sehr aufgeregt, denn zu diesem Anlass kamen mehrere Hundert Menschen im Saal eines Warschauer

Hotels zusammen. Im Vorhinein versuchte ich, mir so viel Wissen, wie es nur ging, über den Sederabend anzueignen. Da gab es so viele Regeln, einen strengen Ablauf – was, wenn ich etwas falsch machte? Doch meine Angst war unbegründet, wie sich später herausstellte. An meinem Tisch traf ich – unerwarteterweise – zwei bekannte Gesichter. Ich hatte nämlich ein paar Tage zuvor bei der Gedenkfeier zum 81. Jahrestag des Warschauer Ghetto-Aufstands ein junges amerikanisches Ehepaar kennengelernt. Wir waren über die Arbeit der beiden ins Gespräch gekommen – er ein angehender Rabbiner und sie mitten in ihrer Forschung über jiddische Literatur. Aber auch die anderen Leute an meinem Tisch waren sehr freundlich. Als Jüngste am Tisch hatte ich die Aufgabe, die vier Fragen vorzulesen: הַנְּתִישׁ הָאֵלֶּיךָ לְמַעַן תִּזְכֹּר הַלַּיְלָה – was unterscheidet diese Nacht von allen anderen Nächten? Ich freute mich über diese Gelegenheit, nach dem Ulpan in Israel wieder Hebräisch zu lesen, und ertete sogar eine kleine Runde Applaus dafür. Es stellte sich heraus, dass der klare Ablauf mit den vielen Regeln, die mir im Vorhinein Kopfzerbrechen bereitet hatten, keineswegs streng und einengend war, sondern vielmehr eine Anleitung für den Abend, die Halt und Orientierung bot. Mich beeindruckte und freute besonders, dass es zu jeder Zeit Raum für Fragen gab. Nicht nur für Verständnisfragen



meinerseits, sondern auch inhaltliche Diskussionen über die Texte. Es war so ein lebendiger Austausch über religiöse Texte, wie ich ihn in meinem eigenen, christlichen Kontext selten erlebt habe.

Antisemitismus im Alltag, noch immer offene Wunden der deutschen Besatzung

Antisemitische Vorfälle habe ich leider in meinem Alltag oft mitbekommen. Von »Glücksbringern« in Souvenirläden, die orthodoxe Juden mit Geld darstellen – die Verkäufer sagten, Juden seien gut mit Geld, deswegen bringe es einem selbst Geld, sich so einen Glücksbringer zu kaufen – über den polnischen Politiker, der an Chanukka den Chanukkaleuchter im Parlament mit einem Feuerlöscher löschte, und mein Gespräch am nächsten Tag mit Gemeinemitgliedern, die darüber nicht erstaunt schienen, bis hin zur Nachricht, dass jemand in der Nacht einen Molotowcocktail auf die Synagoge geworfen hatte. Zum Glück war niemand verletzt worden. Ich fragte mich, wie so etwas passieren konnte, die Synagoge wird doch von der eigenen Security sowie der Polizei bewacht. Nicht in der Nacht, erklärte mir meine Kollegin in der Jüdischen Gemeinde.

Auch antideutsche Kommentare, wie sie gegenüber uns Freiwilligen bei einer Gedenkveranstaltung 2024 in Auschwitz gemacht wurden, hatte ich davor schon öfter erlebt. Wenn ich auf offener Straße deutsch sprach, zum Beispiel. Oder sogar – wo ich es nun wirklich am wenigsten erwartet hatte – in einer linken Bar von einer Gleichaltrigen (»Deutsche in Polen, das mögen wir nicht. Das war ja schon mal so und ist nicht gut ausgegangen«). Nur in der Jüdischen Gemeinde, da habe ich mich nie als Deutsche abgelehnt gefühlt.

Es ist mir in diesem Jahr bewusst geworden, wie präsent der Zweite Weltkrieg und seine Verletzungen in der polnischen Gesellschaft sind. So viel mehr als in Deutschland, wo ich manchmal Unverständnis über das Profil von ASF geerntet habe – das sei doch ein bisschen veraltet, die müssten sich doch mal ein neues Profil ausdenken. In Polen aber habe ich gemerkt, dass das Anliegen von ASF auch heutzutage so wichtig ist, um Versöhnung zu ermöglichen.

Dieser Text ist eine gekürzte und überarbeitete Fassung des Freiwilligenberichts 2024.

Sophie Schenk studiert heute evangelische Kirchenmusik. Ihr Freiwilligendienst in der Jüdischen Gemeinde Warschau fand 2023/2024 im Rahmen des Europäischen Solidaritätskorps (ESK) statt.

Lishmor al Kesher: den Kontakt bewahren – Erinnerungsarbeit in bewegten Zeiten

Uriel Kashi

Das Jahr 2024 war in Israel von tiefgreifenden Veränderungen und Unsicherheiten geprägt. Nachdem wir infolge der Terrorangriffe vom 7. Oktober 2023 alle ASF-Freiwilligen aus Israel hatten abziehen müssen, konnten wir aufgrund der anhaltenden Kriegslage auch 2024 keine neuen Freiwilligen entsenden.

Für viele soziale Projekte, die seit Jahren von ASF-Freiwilligen unterstützt werden, bedeutete dies eine doppelte Belastung. Der Bedarf an sozialer Unterstützung wuchs während des Krieges stetig, während gleichzeitig die Zahl der zur Verfügung stehenden Mitarbeitenden und Freiwilligen dramatisch abnahm. Die gesellschaftliche Unsicherheit und die tiefgreifende Erschütterung trafen insbesondere Orte, die zuvor sehr auf zwischenmenschliches Engagement und Unterstützung angewiesen waren.

Ich habe die Position als Landesbeauftragter von ASF in Israel erst im September übernommen. Von Anfang an war es mir ein zentrales Anliegen, den Kontakt zu unseren langjährigen Partner*innen zu suchen und zu den vielen Freiwilligenstellen zu fahren, die sich über ganz Israel verteilen. Die Gespräche, die dabei entstanden, haben mich tief bewegt. Michal, eine Sozialarbeiterin aus einem Seniorenheim in Jerusalem, erzählte begeistert von einem Freiwilligen, der mit seiner Gitarre regelmäßig für musikalische Unterhaltung gesorgt und damit vielen Bewohner*innen große Freude bereitet hatte. Robin, eine Lehrerin an der Rachel-Strauß-Schule für Kinder mit Behinderungen, berichtete von einer Freiwilligen, die mit besonderem Einfühlungsvermögen eine siebte Klasse betreute und den Schüler*innen damit wichtige Stabilität in ihrem Alltag gegeben hatte. Iris aus Nahariya, die mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen arbeitet, betonte, dass ASF-Freiwillige nicht nur eine wertvolle Unterstützung für die pädagogischen Teams seien, sondern vor allem auch emotionale Stabilität vermittelten.

Ein besonders eindrückliches Gespräch führte ich mit Mor von AMCHA, die mir berichtete, wie viele Shoah-Überlebende in den vergangenen Monaten verstorben seien. Die Zeit, in der junge ASF-Freiwillige noch direkt mit Zeitzeug*innen arbeiten und deren Erinnerungen weitertragen können, wird immer kürzer. Vor diesem Hintergrund entstand die Idee für das Projekt »Lishmor al Kesher«, ein Programm, das Begegnungen zwischen Shoah-Überlebenden und Freund*innen von ASF in Jerusalem ermöglicht. Auch ohne unsere Freiwilligen vor Ort wollten wir einen Raum für Austausch und Begegnung schaffen.

Die Gruppe der Überlebenden und Angehörigen bei ihrem ersten Treffen vor dem Beit Ben-Yehuda in Jerusalem, Dezember 2024



Im Dezember 2024 und Januar 2025 fanden die ersten beiden Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit unserem Partner AMCHA statt. Jeweils 20 Überlebende nahmen daran teil, ebenso Vertreter*innen politischer Stiftungen, der Deutschen Botschaft und des ASF-Netzwerks in Israel. Bei einem gemeinsamen Essen und stimmungsvollen Klezmerkonzert wurden Erinnerungen geteilt, Lieder gesungen und Momente der Gemeinschaft geschaffen, die für viele ein Lichtblick in schwierigen Zeiten waren.

Im Februar 2025 folgte eine dritte Gruppe. Sie setzte sich nicht aus Mitgliedern von AMCHA zusammen, sondern aus russischsprachigen Shoah-Überlebenden, von denen manche aufgrund des Krieges aus Russland oder der Ukraine flüchtet waren und die erst seit wenigen Jahren in Jerusalem leben.

Gerade dieses Treffen verdeutlichte, wie kostbar jede Begegnung ist. Gleichzeitig wurde mir bewusst, dass es in der aktuellen Situation nicht nur darum geht, die Kontakte zu den Überlebenden zu bewahren, sondern dass sich auch neue Möglichkeiten ergeben, Verbindungen zu knüpfen.

Das Frühjahr 2025 ist geprägt von der Hoffnung auf ein stabiles Geiselabkommen und einen nachhaltigen Waffenstillstand. Geopolitische Entwicklungen wie die erneute Präsidentschaft Donald Trumps in den USA, die zu erwartenden Reaktionen Israels und der internationalen Staatengemeinschaft auf das fortschreitende iranische Atomprogramm sowie die Entwicklungen im Gazastreifen und an der Nordgrenze Israels werden auch die Arbeit von ASF Israel beeinflussen.

Dennoch blicken wir vorsichtig optimistisch in die Zukunft. Ab September 2025 wollen wir, wenn auch in kleinerem Umfang, wieder ASF-Freiwillige nach Israel entsenden.

Parallel dazu stärken wir weiterhin das Netzwerk Israel, das Unterstützung für die israelische Zivilgesellschaft mobilisiert. So sollen mit deutschen Spendenmitteln nachhaltig die Opfer des 7. Oktober und des anschließenden Krieges sowie Shoah-Überlebende unterstützt und Projekte für die friedliche Koexistenz im Land gefördert werden. Neben ASF und AMCHA gehören auch mehrere deutsche Stiftungen dem Netzwerk an. Gemeinsam setzen wir uns dafür ein, Solidarität praktisch werden zu lassen und den Kontakt zu den Menschen in Israel nicht abreißen zu lassen.

»Lishmor al Kesher« verstehen wir dabei nicht als kurzfristiges Projekt. Die positive Resonanz auf die ersten Veranstaltungen hat uns darin bestärkt, diese Initiative fortzuführen und Räume zu schaffen, in denen Menschen, die schwere Zeiten durchleben, sich begegnen und stützen können. Besonders die Shoah-Überlebenden liegen uns am Herzen. In einer Zeit, in der viele von ihnen sich zunehmend isoliert fühlen, ist es umso wichtiger, ihnen unsere Unterstützung und Aufmerksamkeit zu zeigen.

Uriel Kashi ist ASF-Landesbeauftragter in Jerusalem und leitet die Begegnungsstätte *Beit Ben-Yehuda*.

NETZWERK ISRAEL

KONKRETE SOLIDARITÄT MIT ALLEN MENSCHEN IN ISRAEL

ASF unterstützt mit Partnerorganisationen im Netzwerk Israel die israelische Zivilgesellschaft, die seit den Terrorangriffen vom 7. Oktober und im fortgesetzten Kriegszustand unter größtem Druck konkrete Hilfe für alle Menschen im Land leistet. Entgegen allen Spannungen von innen und außen arbeiten viele Initiativen für den Zusammenhalt und friedliche Zukunftsperspektiven. Sie helfen den Opfern des Terrors vom 7. Oktober und den Geiselnangehörigen, den vielen Menschen, die im Süden wie Norden des Landes vor den Raketenangriffen fliehen mussten, und Shoah-Überlebenden, die besonders unter der Situation leiden. Das Netzwerk sammelt außerdem Spenden, die direkt Projekte für ein friedliches Zusammenleben jüdischer und arabischer Menschen in Israel fördern.

www.netzwerkisrael.de

Eine Reise ins jüdische Deventer – damals wie heute

Ein ASF-Sommerlager begibt sich auf die Spuren jüdischen Lebens in den Niederlanden

Laurenz Schmidt und Carleen Rehlinger

Etwas verloren und ziemlich aufgeregt standen wir vor dem roten Backsteingebäude des Bahnhofs von Deventer und warteten darauf, die ersten Teilnehmer*innen unseres Sommerlagers begrüßen zu können. Nach Monaten des Planens war Anfang August endlich der erste Tag unseres Sommerlagers in Deventer gekommen, einer malerischen niederländischen Kleinstadt mit bunten Gassen. Bis zum späten Nachmittag hatten es trotz Zugausfällen alle unsere Teilnehmer*innen zu uns geschafft.

Eine belarussische Teilnehmerin reiste aus Spanien an, die meisten Teilnehmer*innen kamen jedoch aus Deutschland. Etwas bunter gemischt waren wir in unserer Alterszusammensetzung: Während unser jüngster Teilnehmer mit 18 Jahren kurz vor seinem ASF-Freiwilligenjahr stand, sollte unsere älteste Teilnehmerin im Sommerlager ihren 70. Geburtstag feiern. Uns über unsere verschiedenen Lebensrealitäten auszutauschen, war immer wieder spannend.

Gleich an unserem ersten Vormittag führte uns unser Guide Lex durch die schmalen Gassen Deventers zur schönsten Aussicht der Stadt von einem der Kirchtürme aus und anschließend in das Gebäude der ehemaligen Synagoge. Das im 19. Jahrhundert errichtete Backsteingebäude beeindruckte uns mit seinen geschwungenen Bögen und kleinen Türmchen. Nachdem die Innenausstattung der Synagoge 1941 von Mitgliedern der nationalsozialistischen Partei der Niederlande größtenteils zerstört worden war, sanierte sie die verbliebene Jüdische Gemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg und weihte sie 1947 wieder ein. Da sie für die Gemeinde aber zu groß war, wurde sie Anfang der 1950er-Jahre an die Christlich-Reformierte Kirche verkauft. Zurzeit steht das Gebäude noch leer, soll aber in Zukunft zu einem Billardsalon umgebaut werden.

Die Stadttour endete im Ety Hillesum Center, bei welchem Lex als Freiwilliger arbeitet. Es erinnert an Ety Hillesum, eine jüdische Frau aus Deventer, die ihre Erfahrungen während der deutschen Besatzung in Tagebüchern und zahlreichen heute veröffentlichten Briefen festhielt. Sie wurde im September 1943 vom Durchgangslager Westerbork nach Auschwitz deportiert und dort noch im selben Jahr ermordet.



Die Geschichte von Etty Hillesum

Manja Pach vom Center führte uns in die Geschichte von Etty ein. Manjas Vater hatte Etty in Westerbork kennengelernt. Als eine der wenigen Inhaftierten hatte Etty bis Juni 1943 eine Genehmigung zum Verlassen des Lagers und so gelang es ihr, Manjas Vater seinen Verlobungsring ins Camp zu bringen. Manjas Vater gelang die Flucht aus Westerbork und er versuchte, auch Etty zur Flucht zu überreden, die sich aber weigerte. Nicht nur über die Geschichte von Etty zu erfahren, war bewegend für die Teilnehmenden, sondern auch die eigene Lebensgeschichte von Manja hat uns fasziniert: Sie ergriff in den 1970er-Jahren die Initiative für die Gründung des Erinnerungszentrums Kamp Westerbork und 1996 eröffnete sie gemeinsam mit ihrem Mann das Etty Hillesum Center.

Zusammen luden die beiden uns auch direkt an unserem zweiten Tag zum Schabbat ein, für viele unserer Teilnehmenden zum ersten Mal. Vorbereitet hatten wir den Abend mit einer Einführung ins Judentum. Da die Gruppe noch nicht so vertraut miteinander war, waren am Anfang alle noch etwas schüchtern, spätestens beim Vla (niederländischer Pudding) auf der Terrasse des Meester Geertshuis entwickelte

sich aber eine sehr entspannte Gruppenatmosphäre. Dieses Beratungs- und Mehr- generationenhaus unterstützt Menschen in jeglichen Problemlagen. Hier konnten wir als Sommerlagergruppe gemeinsam kochen und essen. Als kleines Dankeschön für die Nutzungsmöglichkeit unterstützten wir einen Nachmittag die Arbeit der dortigen Freiwilligen, indem wir Artikel des täglichen Bedarfs, die später verschenkt werden sollten, sortierten.

Das eigentliche Projekt dieses Sommerlagers fand jedoch auf dem jüdischen Friedhof in Deventer statt: Hier mussten Zäune neu gestrichen werden und außerdem malten wir die Buchstaben auf den Grabsteinen mit schwarzer Farbe nach. Um uns mit dem hebräischen Alphabet ein wenig vertraut zu machen, stand am Vorabend eine kleine Hebräiseinführung an, bei der am Ende zumindest alle ihre Namen auf Hebräisch schreiben konnten. Während des Abends sprachen wir auch über Traditionen rund um Tod und Trauer sowohl im Judentum als auch in den anderen, den Teilnehmer*innen bekannten Traditionen. Es war sehr spannend, sich über die unterschiedlichen Ansichten auszutauschen und Fragen nachzugehen, wie etwa eine Trauerfeier aussehen sollte oder welche Bedeutung spezifischen Ritualen zukommt. Die Arbeit auf dem Friedhof hat alle begeistert, was wir insbesondere einer kleinen Gruppe von Freiwilligen zu verdanken hatten, die uns mit viel Geduld in die Arbeit einführte und uns zu vielen der dort beigetzten Personen Lebensgeschichten erzählen konnte. Interessant war, dass neben dem historischen Abschnitt auch ein Teil des Friedhofes heute noch genutzt wird.

Stolpersteine putzen als lebendiges Erinnern

Daneben blieb uns ein Vormittag die Zeit, die Stolpersteine in der Stadt zu putzen. Obwohl die Bedingungen eher suboptimal waren – einer der zwei Tage, an denen es in Strömen regnete –, bleibt es trotzdem eine tolle Erfahrung: Neben dem aktiven Tun konnten wir dabei mehr über die Menschen lernen, die vor der deutschen Besetzung Teil der Jüdischen Gemeinde gewesen waren. Zudem kamen wir beim Putzen mitten auf dem Gehweg immer wieder mit Passant*innen ins Gespräch, die großes Interesse an unserer Arbeit zeigten.

Ein besonderes Erlebnis stellte auch der Besuch der Moschee in Deventer dar, bei dem wir nicht nur viel über die Moschee und den Islam, sondern auch über die muslimische Gemeinde in Deventer gelernt haben.

Einen Tag lang besuchten wir die Gedenkstätte des ehemaligen Durchgangslagers Westerbork. 1939 zunächst als Aufnahmelager für geflüchtete Juden*Jüdinnen aus Deutschland errichtet, nutzten die Deutschen es nach der Besetzung der

Niederlande weiter. Bis zum September 1944 wurden über Westerbork ungefähr 107.000 Juden*Jüdinnen hauptsächlich nach Auschwitz, Sobibor, Theresienstadt und Bergen-Belsen deportiert. Jeden Dienstag fuhr ein Zug in »den Osten«. Besonders perfide ist, dass der Lagerkommandant Albert Gemmeker die Illusion eines Alltagslebens in Westerbork aufrechterhielt. In Erinnerung blieb uns etwa ein im Museum des Herinnerungszentrums ausgestelltes Zeugnis eines Schülers für die vierte Klasse im Schuljahr 1943/44, dem absehbar der Tod durch Vernichtung drohte.

Ein weiterer Ausflug führte uns nach Amsterdam ins jüdische Kulturviertel. Empfangen wurden wir im Jüdischen Museum vom aktuellen ASF-Freiwilligen, der uns seine Projektstelle zeigte. Es folgte eine einmalige Führung durch das jüdische Viertel und die dortige portugiesisch-sephardische Synagoge. Eigentlich waren dafür nur 90 Minuten vorgesehen, aber wir waren nach einer Stunde noch nicht einmal bis zur Synagoge gekommen. Nachdem wir aber immer mehr Nachfragen gestellt hatten, wurde unsere Führung begeistert fortgesetzt, sodass wir nach drei Stunden zwar etwas geschafft, aber mit ganz viel neuem Wissen über die jüdische(n) Gemeinde(n) Amsterdams, das Verhältnis des niederländischen Königshauses zu den Juden*Jüdinnen und vieles mehr in einen dadurch etwas kurz geratenen freien Nachmittag in Amsterdam gingen.

Laurenz Schmidt und Carleen Rehlinger teamten gemeinsam das Sommerlager Deventer. Sie leisteten zuvor beide einen ASF-Freiwilligendienst in Yad Vashem in Jerusalem bzw. in der Etz-Hayyim-Synagoge auf Kreta, Griechenland.

SOMMERLAGER 2025

Jeden Sommer engagieren sich Menschen mit ASF gemeinsam für Frieden, Erinnerung und internationale Verständigung: Sie arbeiten an einem praktischen Projekt und erfahren in Workshops und Exkursionen mehr über die Geschichte und die Menschen des Ortes. Ein Sommerlager – das sind neue Erfahrungen, gemeinsames Anpacken und Lernen und viel Austausch!

Auch im Sommer 2025 finden europaweit verschiedene ASF-Sommerlager statt. Alle Informationen und mehr zum Programm hier:

www.asf-ev.de/sommerlager

WRAPPING MEMORY

Die Kibbuzim in ihrer Schönheit vor den Anschlägen des 7. Oktober bewahren



הדר בר

Hadar Beer: Unbetitelt (links)

Yuval Faerman: »Pathways«
(rechts unten)

Orit Bergman: »Kerem Shalom«
(rechts oben). Der Kibbuz liegt
im Dreiländereck von Ägypten,
Israel und dem Gazastreifen.
Der Name des Kibbuz
drückt die Hoffnung der
sozialistischen Gründer*innen
auf eine Friedensstiftung

gerade an diesem Ort aus.
Die Bewohner*innen leben
von der Landwirtschaft und
konnten sich am 7. Oktober
erfolgreich selbst verteidigen,
dabei starben zwei Mit-
glieder.



III. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

Jenseits von Traumata, Theo-Politik und Schuldentlastung

Der Nahostkonflikt und die »doppelte Solidarität« der Kirchen

Gabriele Scherle und Peter Scherle

Kein anderer Konflikt entfacht rund um den Globus so viel politische und moralische Energie, wie der in Israel/Palästina – zumal nach dem Massaker der Hamas samt Geiselnahme am 7. Oktober und dem immer noch tobenden Krieg zwischen der Hamas und Israel in Gaza, bei dem die palästinensische Zivilbevölkerung einen hohen Preis zahlen muss. Dabei überlagern sich für die unmittelbar betroffenen Menschen in Israel und Palästina viele Konfliktodynamiken. Auf beiden Seiten werden aktuell insbesondere zentrale Traumata getriggert, die mit den kollektiv erinnerten Erfahrungen der Shoah und der Nakba verbunden sind. Auf beiden Seiten wird der Konflikt – zumindest durch die radikalen Kräfte – außerdem religiös aufgeladen: aufseiten der Hamas durch die in ihrer Gründungscharta festgelegte Zielsetzung, das »Jüngste Gericht« über Israel zu bringen, aufseiten der israelischen national-religiösen Kräfte die Bezugnahme auf das von Gott verheißene Land »Eretz Israel«.

Es ist unvermeidlich, dass dieser Konflikt global polarisiert. Auch hierzulande sehen sich Menschen gezwungen, sich zu positionieren. Allerorten kommt es zu harten, oft unversöhnlichen Auseinandersetzungen, an Universitäten, im Kunstbetrieb, in der politischen Arena und auch im Bereich der christlichen Kirchen. Dort nimmt die Auseinandersetzung eine besondere Form an, da sowohl die getriggerten Traumata von jüdischen Israelis und Palästinensern als auch die religiöse Aufladung des Konflikts die Kirchen unmittelbar herausfordern, weil sie sich mit den palästinensischen Christen ebenso verbunden sehen wie mit dem Gottesvolk Israel, neben das die Kirche sich gestellt weiß. Die sogenannte »doppelte Solidarität« steht damit vor

einer weiteren Zerreißprobe, von der noch nicht ausgemacht ist, ob sie der aktuellen Konfliktodynamik standhält.

In dieser Situation müssen die christlichen Kirchen in Deutschland alles tun, um sich durch ihre Positionierung nicht von der Schuld für die Shoah entlasten zu wollen und sich der Verantwortung für dieses präzedenzlose Menschheitsverbrechen an den Juden zu entziehen. Diese Gefahr besteht immer dann, wenn die eigene – und eben nicht frei wählbare – Täterposition (im Blick auf Schuld und Verantwortung) verlassen wird.

Antisemitismus immer ein Problem der »Anderen«

So zeigt sich im Blick auf den Antisemitismus eine Tendenz, diesen immer bei den jeweiligen Anderen zu verorten (den Migranten, den Rechten, den Linken, anderen Christen, Muslimen und sogar Juden), sich selbst aber ganz unzweideutig zu den »Guten« zu zählen, die den Antisemitismus überwunden haben und nun ganz an der Seite der jüdischen »Opfer« stehen. Das bedeutet – wohl ungewollt – jedoch eine Festlegung jüdischer Menschen auf den Opferstatus, während gleichzeitig die Täterposition nicht mehr verantwortet wird, sondern in einer Art *Täter austausch* den genannten Anderen zugeschoben wird.

Im Zusammenhang der Solidarität mit den palästinensischen Christen und den arabischen Kirchen wiederum vollzieht sich eine *Täter-Opfer-Umkehr*. Im Nahostkonflikt können dann die Juden als Täter identifiziert werden und Christen auch aus Deutschland sich mit den palästinensischen Opfern identifizieren. Diese Identifikation mit den Palästinensern ermöglicht im deutschen Kontext auch, sich in Gestalt einer fundamentalen »Israelkritik« von deutscher historischer Schuld zu entlasten.

Es ist also nicht zufällig, dass im Zentrum der aktuellen Debatten über die doppelte Solidarität der Kirchen die Frage nach dem Staat Israel und seiner Legitimität steht. Wie können die Kirchengemeinschaft mit den Christen Palästinas und die Wahrnehmung des Leids der Palästinenser im Land mit dem »Bekenntnis zur bleibenden Erwählung der Juden« und deren Bindung an das Land verbunden werden? Hier lassen sich zwei Haltungen unterscheiden: eine strikt legalistische und eine theologische Begründung christlicher Solidarität. Beide Haltungen sind in unseren Debatten präsent.

Die einen plädieren dafür, die Existenz des Staates Israel strikt legalistisch zu begründen, das heißt auf der Grundlage des Teilungsplans der UN von 1947. Damit, so das Argument, kann jede »Israelkritik«, die über die notwendige Kritik der

herrschenden Politik der national-religiösen Regierung Netanyahu hinausgeht, als illegitim identifiziert werden, wenn die Existenz Israels delegitimiert, der Staat dämonisiert und doppelte Standards der Beurteilung eingeführt werden.

Eine solche strikt legalistische Begründung bildet auch den Anker für das politische Ziel einer »Zweistaatenlösung«. Ob sich das Fenster der Gelegenheit für dieses politische Ziel noch einmal öffnet, ist unklar und nach dem 7. Oktober und dem Gaza-Krieg kaum vorstellbar. Auf beiden Seiten ist der Konflikt politisch-religiös so aufgeladen und die (Re-)Traumatisierungen so tiefgehend, dass es lange dauern dürfte, bis das Vertrauen wieder möglich ist, das eine Zweistaatenlösung voraussetzt. Die in anderen Konflikten – wie etwa dem um Nordirland – erprobte Möglichkeit, einen kalten Frieden durch internationalen äußeren Druck und durchsetzbare Sicherheitsgarantien zu erzwingen, ist im Nahostkonflikt zudem aufgrund der Interessen weiterer Akteure an einem heißen Konflikt (z. B. des Iran) kaum vorstellbar.

Neben dieser legalistischen Begründung, warum die Kirchen in Deutschland für die Existenz des Staates Israel und das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser einstehen müssen, gibt es auch Versuche einer theo-politischen Begründung, die sich aus der theologisch begründeten Verbindung mit den christlichen Glaubensgeschwistern in Palästina und/oder dem ebenso theologisch begründeten »Bekenntnis zur bleibenden Erwählung der Juden und Gottes Bund mit ihnen« (Grundartikel der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau) herleitet und die Bindung des Judentums an das Land ernst nimmt. Eine weitgehende Schlussfolgerung hatte der Rheinische Synodalbeschluss schon 1980 formuliert und in der Existenz des Staates Israel nach 1945 ein »Zeichen der Treue Gottes« erkannt.

Der Bochumer Systematiker Günter Thomas hat – im christlich-theologischen Interesse einer »Verleiblichung des Heils« – eine noch weiter gehende Schlussfolgerung gezogen: »Wer das Judentum theologisch anerkennt, kann ihm aber Israel als politische Verwirklichung der Verheißung nicht theologisch verweigern. ... Wer nicht theologisch und in der Konsequenz dann auch politisch Ja zum Staat Israel sagt, ist am Ende doch ein lupenreiner religiöser Antisemit und praktiziert eine Wegbereitung für den eliminatorischen politischen Antizionismus.« Ganz wohl schien ihm bei dieser These dann doch nicht gewesen zu sein, da er selbst erkennt, dass sie »messianisch« (miss-)verstanden werden könnte und so eine »Siedler-Ideologie« stützt, die ausgerechnet das besetzte Westjordanland als Kern der Landverheißung ansieht.

Der Wiener Systematiker Ulrich H. Körtner hat dieser »theo-politischen« Argumentation schon deutlich widersprochen und dazu die Zwei-Regimente-Lehre ins Feld

geführt. Etwas anders hat der Ethiker Johannes Fischer argumentiert. Er weist auf die Notwendigkeit hin, zwischen der Perspektive des Glaubens (z. B. in der Existenz des Staates Israel nach der Shoah ein »Zeichen der Treue Gottes« zu sehen) und der »Behauptung mit allgemeinem Wahrheitsanspruch, nämlich dass in diesem Ereignis Gott gehandelt hat«, zu unterscheiden. Körtner wie auch Fischer plädieren dafür, das Existenzrecht Israels allein politisch-völkerrechtlich zu begründen.

Neben der theo-politischen Aufladung des Staates Israel gibt es allerdings auch eine theo-politische Aufladung palästinensischen Lebens im Land. Im Kern lautet die These dann: Anders als die Juden hätten christliche und muslimische Palästinenser ein »natürliches Recht« auf dieses Land. Solche Indigenität wird im befreiungstheologischen Denken des hier zitierten »Kairos Palästina«-Dokuments palästinensischer Theologen von 2009 den Juden nicht zugestanden, da ihr Leben im Land Folge zionistischer Bestrebung und kolonialer Besiedlung sei.

Da hier die biblische Landverheißung für christliches Leben im Land in Anspruch genommen wird, muss dieselbe theologische Kritik gelten, die gerade im Blick auf den Staat Israel skizziert wurde. Das Bekenntnis, das Leben im Land sei ein Zeichen der Zuwendung Gottes, kann keine Behauptung mit allgemeinem Wahrheitsanspruch sein. Auch eine palästinensische Befreiungstheologie muss sich der Kritik einer Zwei-Regimenter-Lehre stellen, um der Gefahr der theo-politischen Aufladung der Sache der Palästinenser zu widerstehen.

Wenn die theo-politische Begründungsfigur zu riskant ist, stellt sich die Frage, ob es noch eine weitere Möglichkeit neben der legalistischen Begründung gibt.

Formen der Legitimität

Der israelische Historiker Dan Diner hat in einem Artikel mit dem Titel »Legitimität und Legalität« (F.A.Z., 2. Februar 2024) nachdrücklich darauf hingewiesen, dass es nicht reicht, auf die Begründung des Existenzrechts Israels durch Legalität (gemeint ist der Teilungsbeschluss der Vereinten Nationen vom November 1947) zu verweisen. »Drei Arten der Legitimität sind der israelischen Existenz eingeschrieben ... die biblische Legitimation und eine, die aus dem Holocaust hervorgeht. Dem schließt sich eine dritte Art von Legitimität an, die sich zwar kaum zu Wort meldet, indes in der israelischen Lebenswirklichkeit tief verankert ist: das Prinzip der Nativität, der Gebürtigkeit, ein angeborenes Recht – begründet im israelischen Dasein selbst.«

Die erste Legitimitätsbegründung des Staates Israel (bezogen auf die Waffenstillstandslinie von 1948–1949) »galt einer Nation von Überlebenden, Verfolgten und Flüchtlingen, denen aus einer konkreten historischen Lage heraus ein sicherer Hafen

in Gestalt eigener Staatlichkeit gewährt wurde. Diese Anschauung entsprach nicht nur der Haltung der damaligen internationalen Gemeinschaft der Staaten, sondern auch wesentlich dem Bewusstsein der damals lebenden Juden.«

Die biblische Legitimitätsbegründung ist mit dem Sechstagekrieg verknüpft. »Der mit dem Juni-Krieg von 1967 militärisch erlangte Zugang nach Ost-Jerusalem, mit der westlichen Tempelmauer im Zentrum, der Westbank des Jordan und dem Gazastreifen, sollte alles zuvor Gültige umstürzen. Die dabei ausgelöste ekstatische Erregung zog ein politisch-theologisch begründetes Begehren nach sich, das sich zunehmend und in Gestalt einer unmittelbaren Besitznahme als Besiedlung der in der Bibel so genannten Landschaften Judäa und Samaria niederschlug. Die damit verbundene Argumentationsfigur der biblischen Legitimation begann das Gemeinwesen sukzessive zu durchdringen und verdrängte zunehmend jene Legitimation, die sich in Gestalt der Grenzen von 1948/49 verfestigt hatte. Zumindest informell wurde die biblische Legitimation hegemonial.«

Diner beschreibt in der Folge, wie die theo-politische Aufladung der biblischen Landverheißung in Israel an Einfluss gewann und der säkulare Teil der israelischen Gesellschaft gegenüber der Siedlerbewegung in die Defensive geriet. Eine territoriale Verständigung mit den Palästinensern (etwa durch Rückkehr zur »Grünen Linie« von 1948/49) konnte und kann seitdem als Gefährdung des Staates Israel angeprangert werden und politische Mehrheiten sichern.

An dieser Stelle bringt Diner eine dritte – bisher nicht erprobte, an Hannah Arendt angelehnte – Legitimitätsbegründung ins Spiel, die von »einer unbefragten Existenz« zweier Kollektive im Land ausgeht, einem jüdisch-israelischen und einem arabisch-palästinensischen. »Die Israelis werden verstehen lernen, dass die Palästinenser zum Land gehören und auch nicht vorhaben, sich aus diesem zu verabschieden. Und die Palästinenser werden verstehen lernen, dass die jüdischen Israelis im Lande keine wildfremden Besucher sind, die irgendwann von dannen ziehen werden, sondern durch Gebürtigkeit, durch Natalität nobilitierte Indigene.«

Diese Überlegungen Diners lassen sich dahin gehend erweitern, dass Israelis und Palästinenser gleichermaßen die Legitimitätsbegründungen durch die jeweiligen Traumata (Shoah, Nakba) und die theo-politischen Aufladungen des Konflikts (göttliche Landverheißung, Jüngstes Gericht) kritisch reflektieren müssen. Solange die Verletzungen und die Theologisierungen vorherrschen, wird es schwer, sich einen dauerhaften Frieden überhaupt nur vorzustellen. Erst wenn sich beide als Indigene anerkennen, können sie – von der Last der Vergangenheit und der religiösen Aufladung befreit – miteinander die Zukunft des Landes gestalten.

Sehnsucht nach Gerechtigkeit

Kompliziert wird die Situation realpolitisch allerdings noch dadurch, dass die jeweiligen Traumata mit einer unstillbaren Sehnsucht nach Gerechtigkeit verbunden sind. Die Shoah, aber auch die Nakba können nicht wiedergutmacht werden. Das Leid der Opfer kann auch durch keine noch so gute politische Lösung in der Zukunft abgegolten werden. Die Sehnsucht nach einer rückwirkenden Gerechtigkeit kann sich bestenfalls in der Hoffnung auf ein göttliches Erbarmen und (Auf-)Richten bergen, das auch die Vergangenheit umfasst. Realpolitisch lässt sich der Schmerz der Opfer nicht vollständig einholen.

Deshalb ist es problematisch, dass die Traumata bis heute mit politischen Versprechen verbunden werden, deren Einlösung den Konflikt unlösbar macht. Im Fall der Nakba handelt es sich um das Versprechen der Rückkehr für alle Nachkommen der ursprünglich rund 700.000 palästinensischen Flüchtlinge. Insgesamt sind aktuell 5,9 Millionen Palästinenser beim Flüchtlingshilfswerk UNRWA registriert. Dieses Rückkehrversprechen ist politisch illusionär. Allerdings – so ließe sich im Anschluss an Dan Diner sagen – gilt das auch für die Vorstellung, die sich aus der Erfahrung der Shoah speist, der Staat Israel könne realpolitisch die Zuflucht für alle Juden auf dieser Erde sein. Gerade der 7. Oktober hat diese Erwartung fundamental erschüttert.

So zeigt sich in der aktuellen Situation, dass der Satz »Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung«, wenn er falsch adressiert wird, konfliktverschärfend wirken kann. Die beständige Vergegenwärtigung von geschichtlichem Leid ist vor allem eine Aufgabe für jene, die sich als Täter betrachten müssen oder als Nachkommen die Taten zu verantworten haben. Für die Opfer wäre es heilsam, sich von den Traumata nicht beherrschen zu lassen. Wenn sie das erfahrene Leid hinter sich lassen können, schützt das auch ihre Kinder und Kindeskinde davor, den traumatisierenden Erfahrungen verhaftet zu bleiben.

Für die christlichen Kirchen hierzulande, die sich in doppelter Solidarität üben wollen, würden solche Überlegungen eine große Herausforderung bedeuten. Sie müssten zum einen aufhören, ihre Solidarität über die jeweiligen Traumata zu definieren, welche die genuin religiösen Identitätsbegründungen der beteiligten Juden (Bund und Thora), Muslime (Koran) und Christen (Jesus Christus) in den Hintergrund treten lassen. Zum Zweiten müssten kirchliche Akteure hierzulande aufhören, selbst zur theo-politischen Aufladung des Konflikts beizutragen. Zum Dritten darf mit der eigenen Positionierung keine Schuldentlastung versucht werden. Solidarität befreit nicht von der Aufgabe, die Täterposition zu verantworten.

Vielleicht könnte das die Debatte in unseren Kirchen davon befreien, sich im Entweder-oder der Identifikation mit den Opfern immer neu zu verbarrikadieren. Nur wenn wir vorbehaltlos beides sagen können: »Jewish lives matter« und »Palestinian lives matter«, werden wir der Tatsache gerecht, dass Juden, Christen und Muslime, dass auch nichtreligiöse Israelis und Palästinenser »durch Natalität nobilitierte Indigene« in dem Land sind, das so schwer zum Frieden finden kann.

1 Günter Thomas: Fatale Reaktionen, in: zeitzeichen: www.zeitzeichen.net/node/10915 (Abruf 05.03.2025)

2 Ulrich H. J. Körtner: Theo-Politik im Nahostkonflikt, in: zeitzeichen: www.zeitzeichen.net/node/10922 (Abruf 05.03.2025)

3 Johannes Fischer: www.profjohannesfischer.de/2024/01/08/muessen-christen-aus-gruenden-ihres-glaubens-ja-zum-staat-israel-sagen-zu-einer-unhaltbaren-these (Abruf 05.03.2025)

4 »Kairos Palästina«-Erklärung: www.oikoumene.org/de/resources/documents/kairos-palastine-document (Abruf 05.03.2025)

Der Artikel erschien zuerst in: zeitzeichen, 25. März 2024.

Gabriele Scherle war Pröpstin für Rhein-Main der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Sie ist Vorstandsvorsitzende der Bildungsstätte Anne Frank, Frankfurt/Main, und Mitglied im Vorstand von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*.

Peter Scherle ist evangelischer Theologe und war bis 2020 Professor für Kirchentheorie und Kybernetik am Theologischen Seminar Herborn.

EIN JAHR IM AUSLAND ENGAGIEREN? EIN FREIWILLIGENDIENST #MITASF!

Als Freiwillige sich gemeinsam konkret für Erinnerung, Frieden und Solidarität einsetzen und mehr über das Land, die Menschen und den Alltag erfahren. Freiwilligendienste in 10 Ländern in Europa, USA und Israel.

Jetzt
bewerben für
2026/2027



www.asf-ev.de/freiwilligendienst

IV. LITERATUR

Feldmaus und Wolkenhüpfer

Angelika Obert

Elazar Benyoëtz, Brüderlichkeit. Das älteste Spiel mit dem Feuer

Königshausen & Neumann, Würzburg, 2024. 240 Seiten, 18 Euro.

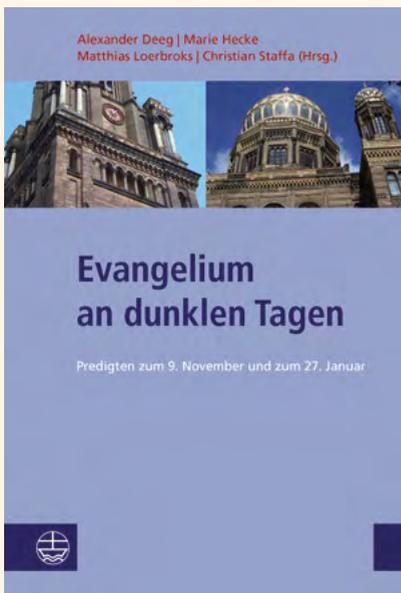
Seit über 50 Jahren begleitet Elazar Benyoëtz das jüdisch-christliche Gespräch mit tief sinnenden Aphorismen. Etliche Literaturpreise bestätigen ihren literarischen Rang. Eher ein Geheimtipp ist Benyoëtz wohl trotzdem geblieben. Jetzt gibt es Gelegenheit, ihn neu zu entdecken in einer erweiterten, anders geordneten Ausgabe des 1994 erschienenen Bandes »Brüderlichkeit. Das älteste Spiel mit dem Feuer«.

Elazar Benyoëtz, 1937 als Paul Koppel in Wien geboren, lebt seit seinem dritten Lebensjahr in Jerusalem. Als deutscher Jude versteht er sich nicht, auch ein deutscher Dichter will er gar nicht sein. Doch ist er von der deutschen Sprache nicht mehr losgekommen, seit er während eines Aufenthalts in Berlin in den 1960er-Jahren die Bibliographia Judaica gründete: »Rückwärtsgewandt tat ich so, als könnte ich Zeitgenosse meiner Sehnsucht sein, als würde ich meinen Platz zwischen Kafka und Kraus einnehmen können« – so erklärt er sich. Seinen besonderen Platz gefunden hat er nun gerade, weil das Deutsche nicht seine Alltagssprache ist. Er nimmt die deutschen Worte nicht für selbstverständlich, sondern wägt ein jedes genau ab, bedenkt es bis in die einzelnen Buchstaben, Thora-geschult, wie er als ausgebildeter Rabbiner ist. Neue Wortschöpfungen fallen ihm so zu: »Stickwort«, »fraglicht«, »Credokrass« ... Und in der Verdichtung glasklare Einsichten wie diese: »Du sollst Gott fürchten. Das kannst du nicht, wenn du Angst hast.«

Aber auf den Punkt will er die deutschen Sätze oft gar nicht bringen. Immer wieder stellt er die sprachlichen Übereinkünfte infrage, öffnet so neue Denkräume, wie er auch selbst häufig Zitate zum Anlass nimmt, um über sie hinauszudenken. Immer

schwingt dabei Humor mit und eine leise Traurigkeit. Als »Feldmaus und Wolkenhüpfer im deutschen Sprachfeld« sieht er sich. Das Universum seiner Themen allerdings schlüpft und hüpfert nicht, sondern berührt allemal Tiefgründiges: Es reicht von Kain, dessen Tragik er ernst nimmt, bis zu Jesus, dem Juden, »der nur als Sohn Gottes von den Christen willkommen geheißen wird«, von den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Sprache bis zur Frage nach Gott, vom bleibenden Antisemitismus bis zur der Bedeutung des Erinnerns. Denkwürdiges in Fülle!

Angelika Obert, Pfarrerin i.R., war bis 2014 Rundfunk- und Fernsehbeauftragte der EKBO. Sie ist Mitglied der AG Theologie und der Redaktion der *ASF-Predigthilfe*.



**Alexander Deeg, Marie Hecke, Matthias Loerbroks, Christian Staffa (Hrsg.),
Evangelium an dunklen Tagen, Predigten
zum 9. November und zum 27. Januar**

Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig,
November 2022, ca. 208 Seiten,
ca. 38 Euro.

Nichts weniger als einen Ausschnitt jüdischer Wirklichkeit

Milena Hasselmann

Dana von Suffrin (Hrsg.), Wir schon wieder. 16 jüdische Erzählungen

Rowohlt, Hamburg, 2024, 240 Seiten, 22 Euro.

Defensiv und herausfordernd im Ton zugleich spricht einen der Titel an: »Wir schon wieder« heißt die von Dana von Suffrin herausgegebene Anthologie 16 jüdischer Autor*innen, deren Texte sich in wenig einig sind, außer darin, dass sie hochaktuelle jüdische Erzählungen sind. Alle entstanden nach dem 7. Oktober 2023, einige von ihnen nehmen deutlich Bezug auf den Überfall Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022.

Die Anthologie verbindet Namen, die viele kennen, wie Elfriede Jelinek, Maxim Biller, Dana Vowinkel und Dmitrij Kapitelman mit eher unbekannteren Namen wie Yevgeniy Breyger, Olga Mannheimer und Joe Fleisch. Die Texte speisen sich aus unterschiedlichen biografischen und regionalen Hintergründen und aus Federn unterschiedlicher Generationen (die Anthologie enthält Texte von Autor*innen zwischen den Geburtsjahren 1943 und 1996).

Die 16 Erzählungen unterschiedlicher Genres zeigen – so von Suffrins Vorwort – vor allem eins: Deutschland braucht seine Juden. Und sie fragt: Aber was ist, wenn ihr [Juden] Deutschland braucht?

Wer Vielfalt preist, muss Dissonanzen nicht nur aushalten, sondern wahrnehmen, wertschätzen, huldigen. Das zeigt dieser Band. Dana von Suffrin imaginiert das Gespräch, das durch diese Textsammlung entsteht, als einen Tisch, an dem sie alle sitzen und »in Frieden streiten«.

Was erhält man also, wenn man dieses Buch liest, in Teilen oder in Gänze? Nichts weniger als einen Ausschnitt jüdischer Wirklichkeit in Deutschland. Nichts anderes, als wenn man 16 christliche Autor*innen zusammenbrächte und sie schreiben ließe, wie und worüber sie eben schreiben wollen. Und weil das vielen aber ungewohnt ist, dass jüdische Wirklichkeit, genauso wie jede andere irgendwie etikettierte Wirklichkeit, eben vielfältig und dissonant und darum kaum kategorisierbar ist, deshalb lohnt es sich, dieses Buch nicht nur wegen seiner Einzelbeiträge, sondern wegen seiner Gesamtwirkung zu lesen. Mit jedem neuen Beitrag stellen sich andere Gefühle ein. Von einer Seite auf die nächste wechseln die Blickwinkel und Meinungen und damit

auch die in den Lesenden gerade entstandenen vermeintlichen Sicherheiten, das trügerische Gefühl, etwas verstanden zu haben, wird durch den nächsten so ganz anderen Beitrag direkt wieder infrage gestellt.

Und es passiert auch dies: Am Ende jedes Beitrags möchte man weiterlesen oder ins Gespräch eintreten oder etwas entgegenen. Möchte wissen, was nun weiter ist mit Itzik und Alma und Caroline, möchte Maxim Biller fragen, wie er denn eine Anthologie gestalten würde, versucht zu errahnen, wie viel Autobiografie in Linda Rachel Sabiers' Text liegt und warum das wichtig ist, und möchte schließlich Dana von Suffrin fragen, wer in Band 2 – wenn es ihn denn geben würde – mitschreiben würde.

»Wir schon wieder«: eine Anthologie, die kein »easy read« ist, aber den Blick weitet und gerade darum zum jüdischen Neujahr unbedingt empfehlenswert ist!

Diese Rezension erschien erstmals im Newsletter des Instituts Kirche und Judentum Berlin (IKJ).

PfarrerIn Dr. Milena Hasselmann ist in verschiedenen Gremien des jüdisch-christlichen Dialogs aktiv und lebt als AuslandspfarrerIn und StudienleiterIn von »Studium in Israel« in Jerusalem.



„Ich hab nichts gegen Juden, aber ...“

Antisemitismus beginnt im Alltag.

Widersprechen statt weghören!

Wie? Steht auf niedersachsen-gegen-antisemitismus.de

NIEDERSACHSEN GEGEN ANTISEMITISMUS



WRAPPING MEMORY

Die Kibbuzim in ihrer Schönheit vor den Anschlägen
des 7. Oktober bewahren



Eran Yona: »The Silence of Kfar Aza« (links). Die Freiwilligenunterkunft im Kibbuz. Yona kam selbst in den 1990er-Jahren als Volontär nach Kfar Aza.

Anya Ligay: »Kibbutz Be'eri« (rechts)



Kollektenbitte

FÜR AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ermöglicht lebendige Begegnungen mit Jüdinnen und Juden, gemeinsames Lernen und tatkräftiges Engagement in jüdischen Sozialprojekten, Bildungseinrichtungen oder auf jüdischen Friedhöfen.

Aktuell leisten etwa 130 Freiwillige in 10 Ländern *Friedensdienste* mit *Aktion Sühnezeichen*. Sie erleben in ihrem Auslandsjahr in Europa und in den USA ganz unterschiedliche jüdische Lebensrealitäten. Sie lernen jüdische Geschichte, Kultur und Religion hautnah kennen, und viele erlernen auch Hebräisch oder Jiddisch. Die Freiwilligen halten in Museen und Gedenkstätten die Erinnerung an die Opfer der Shoah wach. Sie unterstützen noch immer in liebevoller Zuwendung Überlebende der nationalsozialistischen Verfolgung und ihre Angehörigen. Sie begleiten – vielerorts in jüdischen Sozialeinrichtungen – Menschen, die auch heute unter Ausgrenzung und Unrecht leiden.

Seit dem mörderischen Pogrom der Hamas gegen Israel und dem damit ausgelösten Krieg in der Region konnte *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* keine Freiwilligen nach Israel entsenden. Sobald es die Sicherheitslage erlaubt, soll die Freiwilligenarbeit auch in Israel wiederaufgenommen und fortgesetzt werden.

Freiwillige setzen aktiv Zeichen gegen Antisemitismus und andere Formen von Menschenfeindlichkeit. Sie sammeln Erfahrungen, die ein Leben lang prägen, verbinden und wirksam sind und mit denen sie nach ihrer Rückkehr auch unsere Gesellschaft und unsere Gemeinden bereichern.

Mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet stärken Sie dieses Engagement. Herzlichen Dank.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 |
BIC: BFSWDE33XXX | SozialBank

www.asf-ev.de



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon +49 30 28395-184 | Fax +49 30 28395-135

f asf.de | @ asf_ev | www.asf-ev.de

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX | SozialBank

Redaktion: Jutta Weduwen (verantwortlich), Marie Hecke, Thomas Heldt,
Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Gabriele Scherle, Matteo Schürenberg,
Lorenz Wilkens

Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckerei Dülmen

Auflage: 3.000 Stück | Ausgabe: März 2025

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seiten 8/9, 42/43, 56/57: Kunstprojekt Bezalel Arts School,

<https://wrappingmemory.bezalel.ac.il/en>

Seite 30/31, 33: ASF/Piotr Kulisiewicz

Seite 36: ASF/Uriel Kashi

Seite 39: ASF

Seite 51, Umschlagrückseite: ASF/Ruthe Zuntz

Foto auf Umschlagrückseite: Der ASF-Freiwillige Johann unterstützte in seinem Freiwilligenjahr 2021/2022 in Jerusalem Kinder mit Behinderungen und besuchte Überlebende der Shoah.



**Evangelische Kirche
in Hessen und Nassau**

Die ASF-Predigthilfen werden von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) gefördert.



**Kofinanziert von der
Europäischen Union**

*Gefördert von der Europäischen Union. Die geäußerten Ansichten der Autor*innen spiegeln nicht Notwendigerweise die der Europäischen Union oder der Bewilligungsbehörde (EACEA) wider. Weder die Europäische Union noch die Bewilligungsbehörde können dafür verantwortlich gemacht werden.*

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Begünstigte: Name, Vorname/Firma

ASF e. V.

IBAN

DE7237020500003113700

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33XXX

Danke für Ihre Spende!

Spenden-/ Mitgliedsnummer oder Name Spender*in:

Israelsonntag 2025

PLZ und Straße Spender*in:

Angaben zu Kontoinhaber*in /Zähler*in: Name, Vorname/ Firma, Ort (keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

06

Datum

Unterschrift(en)

Für Überweisungen in Deutschland, in andere EU-/EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro.

BIC

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

S P E N D E

Betrag: Euro, Cent

ggf. Stichwort

Beleg / Quittung für Auftraggeber*in

IBAN Kontoinhaber*in

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Auguststraße 80, 10117 Berlin

IBAN DE72 3702 0500 0003 1137 00

Bank für Sozialwirtschaft

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist wegen Förderung mildtätiger und gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, SNR. 27 /659 /51.675 vom 06.01. 2025 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass die Zuwendung nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Ihre Spendenbescheinigung

erhalten Sie ab einem Beitrag von 50 Euro automatisch zu Beginn des Folgejahres. Für Beiträge bis zu 300 Euro genügt dieser qualifizierte Beleg zusammen mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung.

Name Auftraggeber*in / Quittungsstempel



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

IHRE HILFE KOMMT AN! BITTE UNTERSTÜTZEN SIE UNS.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

- ... junge Menschen zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Rechtsextremismus einzutreten.
- ... Überlebende der Shoah und NS-Verfolgung zu begleiten.
- ... in Israel, Europa und den USA jüdische Partnerorganisationen in Gemeinden, Sozialeinrichtungen oder an Gedenkorten zu unterstützen.

EIN JAHR DABEI – PATENSCHAFT ÜBERNEHMEN

ASF-Freiwillige aus dem Ausland engagieren sich bundesweit an Gedenkorten und begleiten Geflüchtete, Ältere und Menschen mit Behinderung. Mit Ihrer Patenschaft ermöglichen Sie einem jungen Menschen, sich aktiv für Verständigung und Frieden einzusetzen – und sind selbst ein Jahr mit dabei!

www.asf-ev.de/patenschaft

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon +49 30 28395-184 | Fax -135 | [f asf.de](https://www.facebook.com/asf.de) | [@ asf_ev](https://www.instagram.com/asf_ev)

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX | SozialBank

